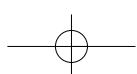
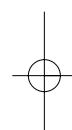
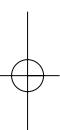


Platons ungleiche Erben



Herbert Hrachovec

Platons ungleiche Erben

Bildung und Datenbanken

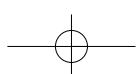
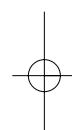
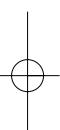
Löcker

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung sowie der
Stadt Wien, MA7 – Kultur, Wissenschafts- und
Forschungsförderung.

© Erhard Löcker GesmbH, Wien 2010
Alle Rechte vorbehalten
Herstellung: General Druckerei, Szeged
ISBN 978-3-85409-555-2

Inhalt

- 7 Vogelperspektive
- 9 Prospekt
- 25 Die Wahrheit der Form
- 55 Die Form der Wahrheit
- 87 Außer Form
- 119 Reformulierungen, Reformen, Refugien
- 123 Wissensbilanzen
- 133 Ökonomie
- 143 Reform
- 153 Bildung: Eine Wiki-Diskussion
- 165 Anmerkungen
- 175 Literatur



Vogelperspektive

Passagen aus vier philosophischen Klassikern bilden die Eckpunkte der folgenden Überlegungen. Platons *Politeia*, Hegels *Phänomenologie des Geistes*, Wittgensteins *Tractatus* und Heideggers *Platons Lehre von der Wahrheit*. Im Blick auf sie werden einige Entwicklungslinien verfolgt.

Züge aus Platons Ideenlehre entsprechen den »Urbildern« im *Tractatus*. Da diese Schrift sich leicht als Vorbereitung zum Entwurf von Datenbanken lesen lässt, reicht eine Art von Platonismus in die digitale Technik der Gegenwart.

Andererseits hat Plato das Paradigma der Bildung als Aufstieg aus Dummheit und Tagespolitik geschaffen. Diese Figur bestimmt bis heute das kulturelle Selbstverständnis im Gegensatz zur Technik.

Die beiden Punkte lassen sich kombinieren. Die Aufsteigerinnen aus Platons Höhle unterliegen einem technokratischen Diktat. Heidegger hat diese Auffassung vertreten, Wittgenstein hat sich aus diesem Grund von seiner Datenbankwelt distanziert.

Drei maßgebliche Richtungen der Philosophie des 20. Jahrhunderts waren mit dem Konflikt zwischen den technokratischen und humanistischen Auswirkungen des platonischen Denkens konfrontiert. Der Impuls der *Kritischen Theorie* ist erschöpft. Die Nachfolge von Heideggers *Seinsdenken* widmet sich (modifiziert zur »Dekonstruktion«) im Rahmen eines abendländischen Geschichtsentwurfes der Pflege und Verwerfung der Überlieferung. Die *analytische Philosophie* hat zu Erziehung und Selbstverwirklichung wenig beizutragen, doch sie lehrt Aufmerksamkeit gegenüber Formen.

Im Thema Bildung treffen einander eingespielte Klischees, hegemoniales Geltungsbedürfnis und politisch-ökonomischer Regelungsbedarf. Die philosophische Rückblende zeigt einen zerrissenen Begriff, der keine einfache Orientierung bietet. Der Begriff ist, ungeachtet dieser Schwierigkeiten, aktuell und umkämpft. Die Bolognareform bedeutet einen Paradigmenwech-

sel im Verhältnis zwischen Staat und den Gepflogenheiten der universitären Lehre. Dummheiten und Aussichten der Wissenschaftsellschaft werden deutlich.

Ein redigierter Digest aus Wiki-Beiträgen versucht zu zeigen, wie philosophischer Unterricht unter diesen Bedingungen aussehen kann. Er stammt aus der Anfängerinnenübung eines Semesters, in dem Studierende das Auditorium Maximum der Universität Wien unter der Parole »Freie Bildung« wochenlang besetzt hielten.

Wikis benötigen digitale Archivierung. Die Speicherung und Koordination zahlreicher Beiträge, sowie ihrer transparenten Bearbeitung im Web, sind nur durch diese Informationstechnologie möglich. Das neue Medium verbindet Bildung und Datenbanken.

Prospekt

Ängste

Zwei tiefreichende, gegenwendige Befürchtungen kennzeichnen typische *science fiction*-Szenarios. Der eine Schrecken ist die *Invasion* der Aliens, der Body Snatchers, der Monster. Fremd ist jedoch nicht bloß das extern Unbekannte. Die Katastrophe lauert auch *in uns*, darum entsteht der andere Schrecken aus der *Perversion*. Der menschliche Organismus selber, oder das Gemeinwesen, bergen böse Überraschungen. Diese Variante geht unter die Haut. Im Sujet des dramatischen Abwehrkampfes – wie gegen Naturkatastrophen – bleiben die Identitäten intakt. Wenn hingegen ausser-ordentliche Körper- und Bewusstseinsformen im Familienkreis oder im Alltag einer verträumten Kleinstadt auftreten, erfasst Panik die vertrauten Verhältnisse.

Eine Institution, über die gerne Horrorgeschichten erzählt werden, ist das Bildungswesen. Als staatlich gelenkter Ausbildungsbetrieb und als privatwirtschaftlich organisierte Qualifikationsinstanz hat es seine Licht- und Schattenseiten; die sind hier nicht gemeint. »Bildung« signalisiert ein weiterreichendes – und tiefergehendes – Phänomen.

Bildung, auf das Individuum bezogen, ist Selbstbestimmung. Ohne Selbstbestimmung bleibt Selbstverwirklichung, die als die moderne Form der Individualität erscheint, ein Element reiner Subjektivität. Nur in Form einer gebildeten Selbstbestimmung verwirklicht sich die vernünftige Natur des Menschen. [MITTELSTRASZ (2002)], S.166 (im Original gesperrt).

Das ist der metaphysische Ausblick, der kulturpolitische klingt ebenso bündig:

Bildung ist die Grundfeste menschlicher Kultur. Bildung ist erworbenes, verarbeitetes und weitergegebenes Wissen, das zu eigenverantwortlichem,

kompetentem und vorausschauendem Handeln befähigt. [BAUMERT ET AL.(2002)], S.171

Diese Sichtweise betrifft nicht die letzte PISA-Studie, sondern einen Lebensnerv der europäischen Zivilisation. Der Erwerb von Wissen soll der Selbstbestimmung in Freiheit dienen; das ist die Themenstellung ohne Anzeichen von Erschütterung.

Die eben zitierten Manifeste sind indes nicht ohne Voraussetzung. Es sind Reaktionen auf eine – indirekt eingestandene – Malaise, die daher kommt, dass die »vernünftige Natur des Menschen« und sein eigenverantwortliches, wissensbasiertes Handeln keineswegs so unumstritten sind, wie die Deklaration vorgibt. Sie benötigen ihre starke normative Konstruktion, um einer schleichenden Bedrohung pari zu bieten. Die Lebensweise der Aufklärung steht auf dem Spiel und das gibt Anlass zu Verteidigungsmanövern. Eines ist der Entwurf schreckerregender *cultural fictions*. Unter ihnen findet sich ein Erzähltypus, der die Entmündigung des Kulturlebens durch die Ökonomie beschreibt. In einem »story board«, das beispielhaft zitiert sei, beginnt die Aufregung mit der Doppeldeutigkeit von »Arbeit«. [TRAWNÝ(2003)] Aus Hegels »Arbeit des Begriffes« entsteht die Dynamik und der Zusammenhalt der »geistigen Welt« – doch Arbeit ist auch Lohnarbeit (Karl Marx) und Arbeitsdienst (Martin Heidegger). Wirtschaftliche und politische Gesetzmäßigkeiten bestimmen zunehmend auch die geistige »Produktion«.

Soweit die Einleitung, es folgt eine dramatische Zuspitzung der Geschichte, erdacht durch den deutschen Philosophen Peter Trawny. Martin Heidegger steht 1933 am Pult des Auditorium Maximum der Universität Freiburg und formuliert anlässlich der feierlichen Immatrikulation den prägnanten Satz: »Der neue deutsche Student ist *Arbeiter*.« [HEIDEGGER(2000)], S.206. Diese sozialistisch klingende Formulierung verweist hier auf die Volksgemeinschaft¹, in welcher Gedankenarbeit nicht mehr privilegiert wird. Und nun die aktuelle Wendung, die das Gruseln auslöst:

Daß Heidegger diese Konsequenz während seines nationalsozialistischen Engagements faßte, wirft weniger ein Licht auf die Heideggersche

Philosophie als auf die aktuellen bildungspolitischen Bestrebungen, die an jener Bestimmung des Studenten und des Studiums anknüpfen. Die »Arbeit« herrscht über die »Bildung«. [TRAWNÝ(2003)], S.8

Die Bemerkung erzeugt einen doppelten Schock. Erstens wird eine Phrase aus Heideggers nationalsozialistischer Agitationszeit auf eine Ebene mit Hegel und Marx gestellt.² Unter dem Hakenkreuz wird der klassische Bildungsbegriff mit hochrangiger philosophischer Beihilfe applaniert. Und zweitens – das ist noch viel erstaunlicher – ist dieser Umstand, dem Zitat zufolge, selbst gar nicht das Wichtige. Trawny sagt, genau genommen: Heideggers nationalsozialistisch inspirierter Ausspruch wirft ein Licht »auf die aktuellen bildungspolitischen Bestrebungen«, sprich die Bolognareform.³

Die Konsequenz ist nicht ausgesprochen, aber die Absicht ist unverkennbar. Von Hegels Anstrengung des Geistes und Marxens materialistischer Transformation führt die Einschätzung des Studiums als Arbeit – über die Zwischenstation Faschismus – direkt zu den ECTS-Punkten im europäischen Hochschulraum.⁴ Die Idee dieser bildungspolitischen Neuerung besteht tatsächlich darin, die Arbeitszeit der Studierenden und nicht, wie früher, den konventionellen Aufbau einer Disziplin (als »Studienplan«) zum Maßstab der akademischen Lehre zu machen. Ein »sozialistisches« Motiv ist kaum zu leugnen. Inwieweit diese Orientierung an der Kapazität der Lernenden die ehemals unangetastete Autonomie der Fachgelehrten beeinträchtigt, ist umstritten⁵, der Effekt des Schwenks vom Freiburger Rektor zur europäischen Studienarchitektur ist jedenfalls durchschlagend. Die EU verfolgt – so legt Peter Trawny's Formulierung nahe – mit ihrer Bildungsreform ein faschistisches Programm.

Aufrüttelnder kann ein Beitrag zur Bildungsdiskussion kaum sein. Mit großen Namen und plakativen Effekten wird nicht gespart. Das Thema trifft eine neuralgische Stelle des europäischen Humanismus und erzeugt Angst, Trotz und die Hoffnung auf Geistesblitze.⁶ Die Sprecher (m/w) der herkömmlichen »geistigen Elite« – Hochschulprofessorinnen, Essayisten, das gehobene Feuilleton) – beklagen schon lange den Niedergang der klassi-

schen Ideale. Die Vorkehrungen der europäischen Studienarchitektur werden von vielen als neuester Beweis für die Demontage des selbstbestimmten Lebenswegs gesehen, den die Geistes- und Humanwissenschaften ihren Studierenden angeboten haben.

Letztlich mündet diese Entwicklung in eine Art Selbstkolonialisierung der reichhaltigen und vielfältigen geisteswissenschaftlichen Landschaften in Europa und eine Gefährdung der spezifischen Wissenschaftskultur der europäischen Geisteswissenschaften. [NIDA-RÜMELIN(2007)], S.6

Die bildungspolitische Entwicklung der letzten 50 Jahre, die zu solchen Warnungen führt, lässt sich knapp folgendermaßen fassen. Universitätsstudien waren traditionell einem kleinen Prozentsatz der Bevölkerung vorbehalten. Die Öffnung des tertiären Sektors ab den 60-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts überlastete die gewachsenen Strukturen und erzeugte eine permanente Diskrepanz zwischen Finanzbedarf und institutioneller Leistungskraft. Die Nationalstaaten Europas transferierten das Problem auf die Ebene der Europäischen Union und nutzen die von dort re-importierten Regeln zur Lösung ihres hausgemachten Dilemmas. So muss die »Bologna-Architektur« für die Konsolidierung der konzeptuell und finanziell aus der Façon geratenen Bildungspolitik der Mitgliedsstaaten herhalten.

Das ist der Hintergrund, vor dem die kulturpolitischen »Horrorfilme« verständlich werden. Nida-Rümelin schreibt vorsichtiger von »Gefährdungen«. Das interessante Wort in seiner Warnung ist aber »Selbstkolonialisierung«. Es knüpft einen Zusammenhang mit *Invasion* und *Perversion*. Für die eine Situationsbeschreibung – die Kolonialisierung – kommt die Gefahr von außen. Unter dem Diktat gestiegener Ansprüche und galoppierender Kosten wird das Erziehungssystem dazu gezwungen, Kosten zu sparen. In früheren Zeiten war »die Erziehung der Jugend« eine vornehme Aufgabe des Staates und die damit befassten Institutionen Nutzniesser eines nationalen Konsenses. Die Reduktion der nationalen Souveränität unter dem Vorzeichen übergreifender polit-ökonomischer Zusammenhänge hat diese Verankerung gelockert.

Das Ministerium spielt nun das Finanzargument über die Bologna-Vereinbarung an die Hochschulen des Landes, die autonom gesetzt werden, um in eigener Verantwortung Effizienz zu entwickeln. Für die Politik ist es eine günstige Option. Die Hochschulen hingegen, die sich darauf eingestellt hatten, ihre alten Zielvorstellungen hochzuhalten und das Budgetloch zu beklagen, erleben dieses Vorgehen als Intervention von aussen. Ihr Auftrag gerät in die Gewalt der Ökonomie. Die Situation gleicht dem Gesundheitswesen, in dem es ebenfalls um ein Gemeingut (»die Volksgesundheit«) geht, das angesichts der Kostenschere zunehmend schwieriger zu finanzieren ist. Die Einschnitte kommen von aussen; die Einstellung eines Studienganges bzw. die Verweigerung einer Behandlung lassen sich nicht aus der Logik des Fächerkanons oder den hippokratischen Prinzipien begründen.

Kolonialisierung ist ein vergleichsweise einfaches Muster, *Selbstkolonialisierung* betrifft schwierigere Zusammenhänge. Die Unterwerfung unter eine fremde Macht geschieht nach diesem Konzept im Einvernehmen mit den Akteuren, die unterworfen werden sollen. Sie unterstellen sich aus Eigenem dem externen Zugriff, oder vollziehen diese Manipulation sogar an sich selbst. Das Perverse besteht darin, dass der Autonomieverlust vom vorgeblich autonomen Handlungsträger ausgeht. Im *science fiction* Repertoire ausgedrückt: der Feind lauert in den eigenen Reihen. Für Bildungsapostel wie Julian Nida-Rümelin besteht die Gefahr darin, dass fachfremde heimische Funktionäre das gemeinsame Erbe dienstfertig an Euro-Bürokraten ausliefern. Darum appelliert er im Namen der *Selbstbestimmung* an die Politik. Doch im Terminus »Selbstkolonialisierung« schwingt eine unheimliche Suggestion mit. Gesetzt, die Rollen zwischen Verwaltung und Unterricht sind nicht so sauber verteilt. Gesetzt, die universitäre Praxis enthielte selbst den Anstoß dazu, ihre Eigenständigkeit zu kassieren. Das wäre eine elementare Bedrohung der akademischen Gepflogenheiten.

In der Medizin ist das ein Zustand, in dem es »nur mehr ums Geld geht«. Vergleichbar klingt die Beschwerde aus dem Bildungsbereich, dennoch besteht ein deutlicher Unterschied. Ärztinnen

sind, was ihren Einfluss auf den Gesundheitsbegriff betrifft, relativ machtlos Sie raten und helfen, aber es fehlen ihnen die Mittel, direkt eine Bewußtseinsänderung von Einzelpersonen oder gar Gesellschaften zu bewirken. Dagegen gehört die Aktivierung der akademischen Tradition und die Einübung der kulturellen Schlüsselkompetenzen zum Kernbereich der pädagogischen Institutionen, deren Bedeutung hier zur Debatte steht. Sie arbeiten beständig daran, den Überschuss der Bildung gegenüber der Ausbildung zur Geltung zu bringen. Geld für Gesundheit ist weniger umstritten, als Geld für die Fähigkeit zur gehobenen sozialen Selbstbestimmung. Entsprechend schwerwiegend ist der Verdacht, dass die »Kapitulation« vor der ökonomischen Macht in diesem Handlungsfeld selbst angelegt sein könnte. Ein Thema sind Ratschläge für die Gestaltung eines guten Lebens; eine Dimension tiefer gehen Revisionen dessen, was es heißt, gut zu leben.

Extremisten

Die vorliegende Studie wird zeigen, dass die dargestellten Verdachtsmomente gut begründet sind. Die Wurzeln für die »Perversion« liegen in den Rahmenbedingungen des Bildungs-ideals selbst. Diese Linie ist – in seltener Eintracht – von Theodor Adorno und Martin Heidegger vorgezeichnet und von ihren Schulen fortgesetzt worden. Sie haben sich damit als »Verräter« gegen den Traditionsbetrieb und das darin befangene Bürgertum gestellt. Ihre Konsequenzen sind apokalyptisch. Adorno schreibt im Duktus der epochalen Geistesgeschichte, auch wenn er ihren Untergang beklagt.

Der unwiderrufliche Sturz der Geistesmetaphysik hat die Bildung unter sich begraben. Das ist kein Tatbestand isolierter Geistesgeschichte sondern auch ein gesellschaftlicher. Geist wird davon affiziert, daß er und seine Objektivation als Bildung überhaupt nicht mehr erwartet werden, damit einer gesellschaftlich sich ausweise. Das allbeliebte Desiderat einer Bildung, die durch Examina gewährleistet, womöglich getestet werden

kann, ist bloß noch der Schatten jener Erwartung. Die sich selbst zur Norm, zur Qualifikation gewordene, kontrollierbare Bildung ist als solche so wenig mehr eine wie die zum Geschwätz des Verkäufers degenerierte Allgemeinbildung. [ADORNO(2003)], S.106f

Bildung verkommt zum schmückenden Beiwerk. Heidegger diagnostiziert als einen maßgeblichen Grund die Entwicklung der Wissenschaft selber. Seine Analyse des erfolgreichen Forschers (1938!) könnte – abgesehen davon, dass die Verlage mittlerweile mit neuen Problemen kämpfen – unverändert in eine Protestschrift gegen den globalisierten Wissenschaftsbetrieb übernommen werden.

Die entscheidende Entfaltung des neuzeitlichen Betriebscharakters der Wissenschaft prägt daher auch einen anderen Schlag von Menschen. Der Gelehrte verschwindet. Er wird abgelöst durch den Forscher, der in Forschungsunternehmungen steht. Diese und nicht die Pflege einer Gelehrsamkeit geben seiner Arbeit die scharfe Luft. Der Forscher braucht zu Hause keine Bibliothek mehr. Er ist überdies ständig unterwegs. Er verhandelt auf Tagungen und unterrichtet auf Kongressen. Er bindet sich an Aufträge von Verlegern. Diese bestimmen jetzt mit, welche Bücher geschrieben werden müssen. [HEIDEGGER(2003)], S.78

Der Mutation der Aufklärung in Barbarei korrespondiert Heideggers Diagnose der seinsgeschichtlichen Verstockung. Zwei deutsche Professoren versuchen, zu retten, was zu retten ist. Apokalypse:

Ein flüchtiger Wolkenschatten über einem verborgenen Land, das ist die Verdüsterung, die jene von der Heilsgewißheit des Christentums vorbereitete Wahrheit als die Gewißheit der Subjektivität über ein Ereignis legt, das zu erfahren ihr verweigert bleibt. [HEIDEGGER(2003)] S.103

Im kalten Krieg nannte man das *brinkmanship*, die Bereitschaft, bis zum Äußersten zu gehen, um in einer antagonistisch verfassten Welt die Oberhand zu gewinnen. Aus dieser Perspektive ist Bildung ein Teil des Problems, nicht seiner Lösung.⁷ Und die

aktuellen Hinweise auf den »Nutzen des Nutzlosen« [HÖFFE (2005)] erscheinen als verschmitzte (vergebliche) Anstrengung, sich – im »Feindesland« – des gegnerischen Vokabulars zu bedienen.

Anders als solche Rettungsversuche optiert dieses Buch für die unvoreingenommene Wahrnehmung der sogenannten »Bildungskatastrophe« [PICHT(1964)], ohne melodramatische Ausgestaltung. Erstens sollte man anerkennen, dass die gegenwärtige Verfassung des Bildungsideals konsequent aus seiner Geschichte herzuleiten ist und zweitens ist das kein Anlass zur Trauer oder Panik. Ob der Zauberlehrling Unfug treibt, ist keineswegs gesagt. Es ist gut vorstellbar, dass Vertreter einer bestimmten Generation einfach die Welt nicht mehr verstehen und versuchen, das Beste daraus zu machen. Der Titel »Bildung und Datenbanken« wirft ein Schlaglicht auf diese Verständigungsschwierigkeit. Ich nähere mich dem Thema mit einer Beobachtung und einem Kommentar.

Das Ergebnis der Suche nach »Bildung, Datenbanken« im Internet ist eine Überraschung. Die erdrückende Mehrzahl der Treffer sind Einträge, die auf Bildungsdatenbanken verweisen. Diese Tatsache lässt einen doppelten Schluss zu. Einerseits ist die Entwicklung nicht bei den eben erwähnten düsteren Prognosen stehengeblieben. Vielfältige Initiativen verbreiten unter dem Stichwort »Bildung« ein reiches kulturelles Angebot. Andererseits haben sich erst wenige Theoretikerinnen mit der Frage beschäftigt, wie die beiden Phänomene zusammenpassen. Affirmative ebenso wie kritische Untersuchungen sind Mangelware.⁸ Angesichts des Umstands, dass die bedienungsfreundliche, ununterbrochen zugängliche, kostenfreie und häufig durch interaktive Hilfsmittel unterstützte Präsenz der kulturellen Entwicklung von Jahrhunderten eine augenscheinliche Gefahr und Chance für den *status quo ante* darstellt, ist das Zögern der Gelehrten erstaunlich. »Virtuelle Gemeinschaften«, »Computerethik« oder »open source« haben viel größeres Interesse hervorgerufen.

Das ist der Kommentar erster Stufe. Ein Meta-Kommentar drängt sich auf. Wer sagt denn, dass eine Suchaktion auf Google der

richtige Zugang ist? Sich dieser Technik zu überlassen ist doch bereits eine Vorentscheidung darüber, unter welchen Bedingungen das Verhältnis zwischen Bildung und Datenbanken untersucht wird. Datenbanken als Vergegenständlichung von Wissen sind das Gegenteil davon, worum es im geistigen Leben geht. Der empirische Befund, dem entsprechend sich zahlreiche Institutionen dieses Werkzeugs bedienen, sage nichts über seine prekäre Wirkung. Das sind Einwände im Sinn der Apokalyptiker. Die Wucht der vorliegenden Krise darf ihnen zufolge nicht behelfsmäßig abgelenkt werden. Der rechte Weg sei nicht dadurch zu finden, dass man mit neuen Möglichkeiten experimentiert. Die Gegenposition der folgenden Überlegungen besteht darin, den Ernst der Lage anzuerkennen, jedoch den Trauerflor zu vermeiden. D.h. – aus traditioneller Perspektive – die Welt der Datenbanken neugierig zur Kenntnis zu nehmen. Sie sind keine Perversion des klassischen Erbes, eher eine Extension.

Linien

Die Argumentation wird in zwei Linien verlaufen, deren Orientierungspunkte zentrale Texte der Philosophiegeschichte sind. Das soll nicht heißen, dass es sich um die Nachzeichnung einer »Entwicklung« handelt, »an deren Ende« wir jetzt stünden. Eine Eigenart der philosophischen Arbeit besteht darin, dass viele ihrer Motive über Jahrhunderte hinweg einigermaßen konstant bleiben und dass deren Behandlung in vergangenen Zeiten nicht selten gegenwärtige Interessen trifft. Auch ohne einer *Phänomenologie des Geistes* oder einer Seinsgeschichte anzuhängen, kann man versuchen, markante gedankliche Figuren quer durch die Zeit gegeneinanderzustellen, um Aufschluss über Strukturkonstanten (und Brüche) der europäischen Welterfahrung zu erhalten. Die erste Linie wird von Plato zum frühen Wittgenstein und weiter zur Informatik gezogen werden. Wir sind, ausgehend von griechischen Tempeln, mit einer bis zur Gegenwart reichenden, hochkomplexen Geschichte von Säulen konfrontiert. Unbeschadet dieser Vielfalt ist es erlaubt, ihren

Gebrauch an der Akropolis in einem Schnappschuss der Berliner Nationalgalerie Mies van der Rohes gegenüberzustellen. So ähnlich soll die Kontraposition der »Formen« Platons und der »logischen Form der Welt« im *Tractatus Logico-Philosophicus* verfahren.

Zwischen den beiden Positionen bestehen tiefgehende Übereinstimmungen, die sich im Blick auf elektronische Datenverarbeitung fortsetzen. Die Ingenieure, welche den Allzweck-Rechner implementiert und insbesondere den konzeptuellen Rahmen für Datenbanken entworfen haben, studierten Wittgenstein nicht (Alan Turing war kein Techniker). Aber das Ergebnis ihrer Entwicklungen ist eine theoretische Konstruktion mit direkter operationaler Nutzanwendung, eine wahrheitsfunktional gesteuerte, in sich abgeschlossene Welt nach dem Vorbild des *Tractatus*. Wenn irgendwo, findet sich Philosophie hier praktisch umgesetzt. Ist das nicht gerade der Horror? Es kommt darauf an, wie die Affinität aufgenommen wird. Wittgenstein bietet am Ende des Vorworts zum Traktat eine Schnitt-Stelle:

Und wenn ich mich hierin nicht irre, so besteht nun der Wert dieser Arbeit zweitens darin, daß sie zeigt, wie wenig damit getan ist, daß diese Probleme gelöst sind.

Konform zu Platon definiert Wittgenstein eine Weltsicht, die in einem Feuerwerk von Aphorismen an ihre Grenze stößt. Beides ist wichtig, der Anspruch des großen Systems und die Ernüchterung, die ihm auf den Fuß folgt. In dieser Linie sind Datenbanken kein »Ausreißer«, sondern Konstruktionen im Wirkungsbereich traditionsgeprüfter philosophischer Erwägungen. Eben darum sind sie auch den Bedenken ausgesetzt, die sich seit langer Zeit mit jenen verbinden.

Traditionalisten, die Wittgensteins Absage nicht in Betracht ziehen, tendieren dazu, seinen initialen Systemanspruch gegenwärtig zur epochalen Bedrohung umzuwandeln. Soferne sie die genannten Verbindungspunkte sehen, verlagern sie die Kritik, die mittlerweile machtlos sei, zurück in eine Dekonstruktion der Genese dieses Engpasses. Das sind Stimmen, welche die Per-

version des Denkens schon an seinem Ursprung ausmachen. Diese (zweite) Linie beginnt nochmals bei Platon und verbindet ihn mit Hegel und Heidegger. Das Höhlengleichnis ist für die nachfolgenden Generationen zum Paradigma eines Erziehungs-vorgangs geworden, der mit dem Bruch vom Herkömmlichen ein-setzt und sich an einer höheren Wirklichkeit orientiert. Hegels *Phänomenologie des Geistes* übernimmt diese narrative Dynamik und buchstabiert die platonische *παιδεία* als Bildung des Menschengeschlechtes aus. So steht es jedenfalls in der Vorrede zum Buch und so ist es auch in den meisten einschlägigen bildungsphilosophischen Beiträgen zu lesen. Es wird kaum beachtet, dass Hegel, liest man über die Anfangspassagen hinaus, auch ein scharfer Kritiker des Bildungsbegriffes ist. Einige seiner Ausführungen präcludieren Martin Heideggers Verwerfung der Bildung als wurzellose zivilisatorische Attitüde.

Die Opposition zwischen Philosophinnen, die in Fortführung der deutschen idealistischen Schule die Emanzipation, notfalls gegen den Zeitgeist, als höchstes gesellschaftliches Gut betrachten und den Abtrünnungen des humanistischen Versprechens im Gefolge Heideggers ist also nicht so glatt, wie es bisweilen scheint. Adorno ist sich, wie Hegel, der Äußerlichkeit bewußt, die in jedem Bildungsprozess steckt. Heidegger hat allerdings, mit rigorosem Zugriff, im Höhlengleichnis selbst schon den Anfang des von ihm forcierten Endes gesehen. Ein »Wesenswandel der Wahrheit« habe seit damals dazu geführt, dass wir in eine zunehmend ausweglose Zwangslage kommen, in der »die Technik« das Maß des Ganzen wird. Datenbanken sind unschwer als eine typische Auswirkung dieser Entwicklung zu erkennen. Nach Heideggers Auffassung handelt es sich um eine weltgeschichtliche Mobilisierung.

Das reine In-Bewegung-setzen und die Aushöhlung aller bisherigen Gehalte der noch bestehenden Bildung.

Der Vorrang des *Verfahrens* und der *Einrichtung* im Ganzen der Bereit-stellung und In-Dienststellung der Massen – wozu? [HEIDEGGER(1998a)], §74.

Diese aufbegehrende Frage (1938) gegen einen Vorgang, den der Philosoph kurz vorher noch gepriesen hatte⁹, kennzeichnet seine Stellungnahmen auch nach dem Krieg. Die eschatologische, seinsgeschichtliche Technosophie Deutschlands im Wirtschaftswunder ist – bis zur vorhin erwähnten geistesgeschichtlichen Deklassierung des Bolognaprozesses – die späte Folge dieser »Kehre«.

Knoten

Die beiden skizzierten Linien gehen von Platon aus. Führen sie auch zusammen? Heidegger hat ein Bild der europäischen Philosophie entworfen, in welchem sie schon früh jene Kennzeichen entwickelt hat, welche schließlich heute, an ihrem proklamierten Ende, zur uneingeschränkten Dominanz des technisch Machbaren führten. Die Absicht seiner weitausholenden Geste, des Verdikts der abendländischen »Seinsvergessenheit«, ist eine Zuspitzung der Fragestellung, aus der, in einem heilsamen Umschwung, ein neues Denken entstehen soll. Erstens wird schon in Platons Bildung der Keim zum uneingeschränkten Bildungsdunkel gefunden. Zweitens bleibt als Hoffnung ein Jenseits des im Ganzen abgezirkelten und aussichtslosen, mittlerweile globalen, Kulturbetriebs.

Von dieser Endstation der zweiten Linie aus scheint keine Verbindung zur ersten Richtung, der Weiterführung platonischer Impulse in informatischen Kontexten, zu bestehen. Dementsprechend hat man sich in der Philosophie darauf eingerichtet, die »Überwindung der Metaphysik« und die anschließende »Dekonstruktion« weitgehend separat von der logisch-analytischen Ausrichtung zu halten.¹⁰ Im Folgenden soll dagegen ein Punkt markiert werden, an dem die beiden gedanklichen Entwicklungen einander schneiden. Richtig verkreuzt ergeben sie eine tentative Orientierung im philosophischen Umgang mit Bildung und Datenbanken.

Den Anstoß gibt jener Satz, den Wittgenstein vor der bereits zitierten Einschränkung, mit seinem *Tractatus* sei wenig getan,

formuliert hat. »Ich bin also der Meinung, die Probleme im Wesentlichen gelöst zu haben.« Die Reichweite dieser Behauptung ist beträchtlich. »Das Buch behandelt die philosophischen Probleme ...«. Die Geste ist genauso großsprecherisch wie Heideggers Rede von *der Metaphysik* – und aus demselben Grund. Wie das Seinsdenken ist der *Tractatus* eine Abrechnung mit Platon. Wittgenstein bringt die »Probleme« mit Hilfe des Frege-Russell'schen Instrumentariums in eine Fassung, die ihm erlaubt, sie extra-kompakt zu behandeln und danach abzuhaken. Heidegger hat sich viel mehr Zeit genommen, aber die leitende Idee ist vergleichbar: Platons Welt komprehensiv abzuschließen.¹¹ Die philosophische konstruierte »Technik« ist die Vollendung und Verabschiedung des Platonismus. Angenommen diese Parallele besteht – wird sie nicht durch die dramatisch divergenten Konsequenzen, welche die beiden Philosophen daraus ziehen, entkräftet? Wittgenstein zuckt die Achseln (»wie wenig damit getan ist«), während Heidegger vielsagend gestikuliert. »Denn das Fragen ist die Frömmigkeit des Denkens.« [HEIDEGGER(2009)] S.36

An dieser Stelle sollte man sich nicht mit programmatischen Aphorismen begnügen, sondern einen Schritt weiter gehen. Wittgensteins Auskünfte am Rand seines Buches werden oft als existentialistische Bonmots angesehen, als Paradoxa, die kurzfristig, im Übergang zwischen einer Systemarchitektur und einem Individuum auftauchen. Dabei wird übersehen, dass sie ein – zweifellos brilliant formuliertes – Beispiel für kaum entbehrliche, weit verbreitete philosophische Strategien sind.¹² Seit ihren Anfängen operiert diese Disziplin mit einem ausgeklügelten Regime von Sprechverboten und -erlaubnissen. Eine Erkenntnis hochzuhalten und gleichzeitig den Zugang zu reglementieren, darin war schon Parmenides geübt. Ich will Dir sagen

...welche Wege der Untersuchung einzig zu erkennen sind: die erste, daß es ist und daß nicht ist, daß es nicht ist, ist die Bahn der Überzeugung ...die zweite, daß es nicht ist und daß es sich gehört, daß es nicht ist. Dies jedoch ist, wie ich dir zeige, ein völlig unerfahrbarer Pfad ...[DIELS/KRANZ(1961)] Proklos in *Tim.* I, S.345,18f. Parmenides 6.

Die Philosophie hantiert, vor allem wo sie sich auf dem hohen Abstraktionsgrad von Logik, Ontologie und Metaphysik bewegt, gerne mit einer ausgeklügelten Dialogregie, die manchen Teilnehmerinnen (den Philosophinnen) gewisse Redewendungen zugesteht und vielen anderen (sie lernen noch) das Wort verbietet. Wittgensteins Paradoxa gehören – obwohl und gerade weil sie am Rand liegen – in die Wirkungsgeschichte des Platonismus, der immer auch ein System der Zugangsbeschränkung ist.

Nimmt man Wittgensteins Rand-Bemerkungen als pointierte Sprachregelung im platonischen Duktus, dann ergibt sich eine vertretbare Vergleichsbasis zwischen Wittgenstein und Heidegger. Auch dessen philosophische Arbeit ist durch raffinierte Suggestionen gekennzeichnet, die Eingeweihte verstehen (sollen) und denen viele nicht folgen können (oder wollen).

Hier wird nicht beschrieben und nicht erklärt, nicht verkündet und nicht gelehrt; hier ist das Sagen nicht im Gegenüber zu dem zu Sagenden, sondern ist selbst als die Wesung des Seyns. [HEIDEGGER(1998a)] §1

Die beiden Gewährsmänner treffen einander darin, dass sie ihre ausgrenzenden Konstruktionen in diskursive Zugangssperren einbetten, welche zu Überwindung einladen.

Er muss diese Sätze überwinden, dann sieht er die Welt richtig. (*Tractatus* 6.54)

Die Überwindung der Metaphysik wird seinsgeschichtlich gedacht. Sie ist das Vorzeichen der anfänglichen Verwindung der Vergessenheit des Seins. [HEIDEGGER(2009)] S.70

Von diesem Überschneidungspunkt aus, von der reizvoll/aufreizenden Inszenierung der Ausdrucksgrenzen her, lässt sich dann die Divergenz der Wege ermessen. Denn die anschließend entwickelten Diskursformationen unterscheiden sich natürlich stark.

Heidegger wird nicht müde, in immer neuen Variationen Verbote und Erlaubnisse für die Annäherung an das Geheimnis des Denkens außerhalb des Datensystems zu entwickeln. Er dekliniert die Grundstellung der negativen Seinslehre – Sein ist uns immer eher

fremd, als vertraut – in Textinterpretationen und systematischen Entwürfen extensiv durch. Wittgenstein ist ebenfalls an diese Stelle gekommen, aber er hat sie wieder verlassen. Während Heidegger das Schauspiel des wortreichen Abrückens von der Attraktivität der Metaphysikkritik (die »Überwindung des Überwindens«) bietet, macht Wittgenstein eine Pause und setzt die Arbeit anderswo fort. In seinen Aufzeichnungen ab 1929 wird das Thema der platonischen Form, das sich bis zum aktuellen Konzept des Datenmodells durchzeichnen lässt, in einer Weise verhandelt, die den Präzedenzfällen nicht entspricht. Der dritte Teil der Abhandlung enthält die Konfrontation der zwei hier angedeuteten Optionen nach dem Artikulationsausfall.

Die Bildungsdebatte kennt, wenn es um die Berufung auf geschichtliche Herkunft geht, zwei maßgebliche Perioden: das klassische Athen und die preußische Hochschulreform unter Wilhelm von Humboldt. Manfred Fuhrmann hat die Auswirkungen dieser Impulse als den »christlichen und humanistischen Kanon« sowie den »europäischen Bildungskanon und die deutsche Bildungsidee« charakterisiert. [FUHRMANN(2002)]. Angeleitet von den beiden richtungsweisenden Philosophen des 20. Jahrhundert nimmt die vorliegende Studie den weiteren Horizont in Anspruch. Aktueller ist dagegen das Tauziehen zwischen der Humboldt-Universität und dem Bologna-Programm. Die darin verhandelten Streitfälle stehen zwar vor dem Hintergrund des anspruchsvollen geistesgeschichtlichen Weitblicks, werden von den zu entwickelnden prinzipiellen Zusammenhängen aber wenig tangiert. Der Eingriff europäischer Bürokraten in die Überreste einer aus Professorenherrschaft und Emanzipationsprogramm gemischten, von ungewohnten wirtschaftlichen Ansprüchen erschütterten, pädagogischen Institution bewirkt spezifischere Probleme, die auf einem anderen Abstraktionsniveau liegen.

Als Vorsitzender der Curricularkommission der Universität Wien hat der Autor die Umstellung sämtlicher Studiengramme nach den nationalen Richtlinien zur Bologna-Reform (2004-2008) mit zu verantworten. Der Schlussteil enthält eine Auseinandersetzung mit dieser Tätigkeit. Er steht in bewußtem Kontrast zur Großflächigkeit der vorangehenden Abschnitte. Liebgewordene

Klischees, neue Schlagworte und der politische Verteilungskampf gewinnen Einfluss auf die curriculare Selbstverständigung der Fachdisziplinen, aus der sich eine zeitgemäße Deutung der akademischen Kultur ergeben soll. Notizen dazu können vielleicht dazu beitragen, die unvermeidbare Spannung zwischen Panorampositionen und Bildungsinterventionen im Auge zu behalten.

Die Wahrheit der Form

Platon 1: Schaulust gegen Erleuchtung

Das Fragen, sagt Heidegger, sei die Frömmigkeit des Denkens. Es gibt zahlreiche Arten, zu fragen. Gemeinsam ist allen, dass man zuvor schon etwas wissen muss, und dass in diesem Wissen ein zu beseitigendes Defizit auftaucht. Angenommen ein geheimnisvolles Wort (»Foubel«, »Kilhan« ...): Was heißt das? In dieser Frage ist vorausgesetzt, dass sich das Wort *auf etwas* bezieht, es könnte eine Zufallssequenz von Buchstaben sein. (Was eine solche Sequenz bedeuten würde, ist eine andere Frage.) Derart elementar geht es selten zu, meist ist ausgeprägteres Vorwissen im Spiel. (Wo liegt das Château de Foubel?) Die überwiegende Mehrzahl der Fragen sind Verständnis- und Vertiefungsfragen. Sie richten sich an eine Auskunftsinstanz, von der sie Antwort auf einigermaßen wohldefinierte Wissenslücken erwarten. Innerhalb gefestigter Verhältnisse und im normalen Erwartungsspielraum ist der Ablauf überschaubar. So lernen Kinder das ABC des Lebens. Vergleichsweise einfache soziale Konstellationen kann man in analoger Weise sehen. (»Warum spannen die Leute Schirme auf?«) Fragen verlaufen in der Regel entlang konsolidierter Bahnen.

Für bestimmte Fragetypen sind bestimmte Expertinnen verantwortlich. Nahrung, Bekleidung, Geschäft und Politik haben eigene Gesetze. Das Fachwissen entsteht aus Flachwissen, im Rahmen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Für die Stadtstaaten Griechenlands und Kleinasiens in der vorklassischen Phase kann man eine differenzierte Handels- und Gewerbeordnung annehmen, die sich im Rahmen aristokratischer Machtverhältnisse und der Rückbindung an heroisch-mythologische Vorbilder hielt. Aus dieser Zeit sind uns Antworten auf Fragen nach den ersten Prinzipien der Natur und der Lebensführung überliefert. »(Der) Ursprung der seienden Dinge ist das Unbegrenzte« (Anaximander) [DIELS/KRANZ(1961)], 12 A

14. Die These geht über Verständigungsfragen hinaus. Sie will Auskunft über die ganze Welt geben. Arbeitsteilung spielt dabei keine Rolle. Fachleute sind in der Lage, Fragen in ihrem Wirkungsbereich zu beantworten; weise Männer sind nicht auf diese Weise eingeschränkt. Ihr Wissen geht nicht ins Detail, sondern auf den Gesamtzusammenhang. »Es gibt Dinge« ist ein Musterfall für Flachwissen. Solchen Selbstverständlichkeiten verleihen Freunde der Weisheit ein aussergewöhnliches Gewicht. Das sind zwei Arten, zu fragen: Alltagsanliegen und Erkundigungen über das Große, Ganze. Aus Athen, im 5. vorchristlichen Jahrhundert, stammt eine weitere Variante. Sie entwickelte sich im Anschluss an den Geltungsverlust traditioneller Gepflogenheiten in dieser Handelsmetropole, als sich in deren politischer Verfassung die »Isonomie« durchsetzte. [MEIER (1983)] Der politische und rechtliche Bereich des Gemeinwesens war nach Reformen von Solon und Kleisthenes nicht mehr vom Besitzadel dominiert. Die Regelungen zur Staatsführung waren sorgfältig mit dem Ziel konstruiert worden, keiner einzelnen Person oder Lobby den Zugang zur Macht zu erleichtern. Gerichtsverfahren wurden durch die Abstimmung hunderter Schöffen entschieden. Unter diesen Umständen reichte es nicht, einer herrschenden Familie anzugehören und dadurch auf die Geschäftsführung der Staatsagenden vorbereitet zu sein. Heterogene, oft schwierig einschätzbare, Einflüsse bestimmten das politische Geschehen. Ein bekannter Name alleine half nicht im Rechtsstreit. Weder die herkömmlichen Verhaltensmuster, noch religiöse oder spekulative Welterklärungen waren den damit aufgeworfenen Fragen gewachsen.

In einer solchen Situation ist Bedarf nach Persönlichkeitsentwicklung und Politikberatung, nach Maklern, die passende Strategien für schwer einschätzbare soziale Herausforderungen anbieten und mit unterschiedlichen, wechselnden Stimmungslagen vertraut sind. Ihre Expertise gilt neuartigen Erziehungsaufgaben, sie bieten Erfolgsrezepte im Kampf um die öffentliche Meinung und Ratschläge zur Lebensführung in einem post-archaischen Kontext.

Gorgias aber verspottete den Prodigos, daß er Sachen von gestern und schon oft Gesagtes verkünde; er selbst aber verließ sich auf den Augenblick. ([DIELS/KRANZ(1961)], A24 Philostrat, Vitae sophistarum I, Prooem 4,4.)

Wie nämlich von den Heilmitteln jedes andere Säfte aus dem Körper austreibt und Krankheit oder Leben beendet, so betrüben einige Reden, andre erfreuen, andere scheuchen auf, andre verleihen den Zuhörern Mut. Wieder andre setzen die Seele mit einer üblichen Überredung unter Drogen und behexen sie. ([DIELS/KRANZ(1961)], Gorgias B11, Enkomion auf Helena, 14.)

Gorgias, der eine solche Flexibilität an den Tag legte, ist in Sizilien geboren und trat in Athen als erfolgreicher Redner auf. Sextus Empiricus berichtet von einem Traktat »Über das Nichtseiende oder über die Wahrheit«¹³, dessen Thesen an Parmenides angelehnt seien: es geht um Sein und Nicht-Sein des Seienden. Ein Theoretiker wie Gorgias hatte also beides in seinem Repertoire: Auskünfte über erste Prinzipien und nützliche, kontextbezogene Ratschläge für den Tagesgebrauch. Die Fähigkeit, sich ein Gesamtbild der Welt zu machen, verbindet sich mit der Fertigkeit, Stegreif zu sprechen¹⁴, d.h. sich auf Einzelsituationen einzulassen. Worin bestand das Wissen solcher Männer? Auf welche Art von Fragen reagierten sie?

Rednerkunst

Gorgias traf in Athen, wenn wir der Erzählung Platons folgen¹⁵, auf einen Mann, der noch situationsbezogener dachte. Sokrates mischte sich unter die Menge und verwandelte Passanten in Streitgespräche.¹⁶ Im »Phaidon« Platons macht er eine Kunstpause, bevor er im Rückblick berichtet, wie es dazu kam (Phaidon 95e-99d). Auch er interessierte sich in seiner Jugend für die allgemeinen Ursachen von Entstehen und Vergehen. Er nennt speziell Anaxagoras, der die Vernunft ($\nuο\sigma$) als oberstes Prinzip angesehen hat. Dies schien ein Lehrer nach seinem Geschmack. Sein Entwurf versprach, die vielfältigen Einzelfragen betreffend

die Beschaffenheit der Welt und der rechten Lebensführung systematisch zu beantworten. Doch aus der spekulativen These ließ sich kein greifbarer Nutzen gewinnen. Weder die physikalischen Phänomene, noch die Besonderheit des Handelns waren aus dem *voūσ* erklärbar.

Also verfolgte Sokrates die großen Frage nach der bestimmenden Ursache des Seins und wäre, »um zu wissen, wie es sich mit dieser Ursache verhält, gar zu gerne jedermanns Schüler geworden.« (Phaidon 99c) Doch die Diskrepanz zwischen den Ursprungsworten (das Unbegrenzte, die Vernunft, das Wasser, der Äther ...) und dem Kleingeld der Fragen auf der Straße war nicht zu überbrücken. Der Alltag einer Metropole wie Athen verlangte differenziertere Auskünfte über das Verhältnis allgemeiner Prinzipien und der Fülle lebenspraktischer Probleme einer Großstadt. Entscheidend ist die Verbindung. Es gab – anders ist keine Großstadt möglich – genügend Fachwissen zur Bewältigung der Aufgaben der Kommune, es fehlte allerdings eine Zusammen schau, welche diese Diversität plausibel auf eine verbindliche Gemeinsamkeit bezogen hätte. Wissen von einem Ganzen, das der Bürgerschaft zugänglich ist, und sich nicht in würdigen Phrasen erschöpft. Sokrates' Fragen zielen auf eine verbindliche Bestimmung von Qualitäten wie Tapferkeit, Frömmigkeit und Besonnenheit. Platon lässt seine Sokrates-Figur von diesem Anliegen zu Behauptungen über maßstäbliche Ideen fortschreiten. Verweilen wir zunächst bei einem Intermezzo, Sokrates' Treffen mit Gorgias. Der Sizilianer verkörpert einen »pragmatic turn« der Naturlehre (περί φύσεως ίστορίαν, Phaidon 96a).

Pragmatisch heißt in diesem Zusammenhang: Denken ist in gesellschaftlichen Verhältnissen verankert, wie der Schiffsbau oder die Kochkunst. In »Kochkunst« hat sich noch ein Sprachgebrauch erhalten, der auf das griechische »τέχνη« zurückgeht, das Kunstfertigkeit sowie Handwerk heißen kann. Und Sokrates fragt Gorgias auch gezielt, welche »Technik« er denn beherrsche (Gorgias 449a). Sie muss zwischen der Seinsspekulation und dem gewerblichen Broterwerb liegen. Gorgias antwortet, er sei ein Redekünstler. Nun gut, erwidert Sokrates, aber das scheint nicht sehr spezifisch. Auch Ärztinnen und Sportlehrer müssen überzeu-

gend reden können. Die Replik darauf betrifft genau den Punkt der Meisterschaft, die sich hier neu entwickelt. Gorgias erläutert, dass sich die Redekunst nicht auf dies oder jenes, sondern auf die wichtigsten menschlichen Fragen bezieht. Ihr Feld ist umfassend und integral. Sie kann die Verbindung zwischen dem Wohl der Menschheit und dem Tagesgeschäft herstellen. Als Beleg zitiert Gorgias ein Beispiel, das noch heute intuitiv einleuchtet (Gorgias 455d,e). Wer ist letztlich für die Werften und Befestigungen Athens verantwortlich? Die Arbeiter oder die Baumeister? Ohne jene wären die Bauwerke nicht zustandegekommen, aber sie sind nicht die Erklärung. Themistokles und Perikles, die Politiker, haben den Willen des Volkes so gelenkt, dass die Projekte realisiert werden konnten.

Überzeugungskraft, wie sie in öffentlichen Reden entwickelt wird, ist das wichtigste Prinzip in einem Gemeinwesen, das auf Beratung und Beschlussfähigkeit gleichberechtigter Bürger aufbaut. Die Fortsetzung des Beispiels, die Platon Gorgias in den Mund legt, ist etwas sinister, aber noch immer überlegenswert. Wenn es darum ginge, einen Arzt zu wählen, wäre der Rhetor im Vorteil vor einem ausgebildeten Mediziner. (Wir wissen, wie wichtig es für die Therapie ist, dass eine Ärztin auch wie eine Ärztin *auftritt*.)

Vermögend ist freilich der Redner, gegen alle und über alles so zu reden, daß er den meisten Glauben findet beim Volk, um es kurz heraus zu sagen, wortüber er nur will. (Gorgias 457a)

Damals wie heute haben die Politiker sich auf *public relation*-Experten verlassen.¹⁷ Perikles und Alkibiades gehörten zu den Schülern Gorgias'. Die Abhängigkeit der politischen Akteure von Medienberaterinnen und Image-Konsulenten muss nicht weiter ausgeführt werden. Das demokratische politische System, dessen erste Ausprägung im antiken Griechenland begegnet, scheint dieser Hilfdienste jedenfalls zu bedürfen. Dennoch liegt eine Erwiderung auf das Beispiel des Redners, den die Volksversammlung als Arzt wählt, auf der Hand. Er wird sich in der Regel nicht bewähren können. Eine Person mag noch so populär

sein, mittelfristig wird sie an den Erfolgen ihrer Tätigkeit gemessen und wenn es sich um eine Kunstfertigkeit handelt, lassen sich die Ergebnisse nachprüfen.

Warum antwortet Sokrates dann Gorgias nicht, dass sich das Volk in einer Abstimmung zwar irren, eklatante Fehler jedoch korrigieren kann? Redner sind einflussreich, auch sie unterliegen jedoch letztlich dem Professionalismus einer arbeitsteiligen Gesellschaft. Gorgias ist in Platons Dialog kein Demagoge, wie etwa Thrasymachos in der »Politeia«. Er beschreibt den Einfluss der Rhetorik und übertreibt, um seine These zu verdeutlichen. Dennoch ist er auch bereit, zurückzustecken. Es ist (Platons Figur des) *Sokrates*, der sich auf das Arzt-Beispiel fixiert und darin keinen »Betriebsunfall«, sondern den Knackpunkt eines Argumentes gegen demokratische Verfahrensweisen sieht. Ein Pragmatist würde die Bedeutung der Politikberatung im öffentlichen Leben zur Kenntnis nehmen und sich überlegen, wie sie sinnvoll zu kontrollieren wäre. In einer Demokratie ist das Volk eben nicht nur für – möglicherweise irrtümliche – Entscheidungen verantwortlich, sondern auch dafür, sie zu revidieren. Macht ist in dieser Sicht immer die *Machtbalance* unterschiedlicher Einfluss- und Kompetenzgruppen. Gorgias nimmt eine instabile Position ein. Einerseits spielt er mit der Idee, ein erstes Prinzip der Gesellschaftslehre gefunden zu haben, andererseits ist er als Rhetor einem Handwerksethos verpflichtet, das ihn genau zwischen den Regeln seiner Kunst und deren Umsetzung durch ihre Schüler unterscheiden lässt. Ein Messerfabrikant ist nicht für den Mord verantwortlich, den jemand mit seinem Produkt begeht.

Wissensdurst

Sokrates dagegen ist von der Naturphilosophie nicht zum Coaching athenischer Nachwuchstalente übergegangen. Er fixiert Gorgias auf eine schwache Stelle seiner Kunstfertigkeit und kanonisiert damit für die folgenden Generationen den Zwiespalt zwischen Volksherrschaft, Expertinnen und Philosophie. Gorgias kann für seine Rhetorik keine medizinischen (oder andere fach-

spezifischen) Kenntnisse in Anspruch nehmen. Dennoch sind seine Überschreitungen nicht einfach Großsprecherei. Sie antwortet auf das Bedürfnis, eine Basis für das athenische Gemeinwesen zu finden, dessen Entwicklung isonom von der Bürgerschaft verantwortet wird. Weder Seinsprinzipien, noch Standesinteressen, kommen als Grundlage in Frage. Sokrates' Auseinandersetzung mit Gorgias ist darauf konzentriert, dass sich dessen Rhetorik als generelle Lösung eines gesellschaftlichen Steuerungsproblems anbietet und gleichzeitig einen Berufsstand ausmacht. (Vergleichbar wäre, dass die Expertise von Vermögensberaterinnen das Leben einer Gesellschaft bestimmt, deren Zweck wirtschaftlicher Erfolg ist.) Die Unterscheidung, welche Sokrates in diese Debatte einführt, hat eine Theorie des Erziehungsvorgangs angestoßen. »Dünkt dich dies nun einerlei, gelernt haben und geglaubt. Erlerntes Wissen und Glauben? (μάθησις καὶ πίστις)« (Gorgias 454d).

Natürlich besteht ein Unterschied zwischen Meinung und Wissen. Gorgias stimmt ohne Schwierigkeiten zu; es handelt sich einfach um einen Hinweis auf den Wortgebrauch. Der inhaltliche Konflikt entzündet sich erst darin, *was es heißt*, zu wissen. Mit Vorliebe stellen die Kommentatoren den Streitfall aus platonischer Perspektive dar. Erstens: es besteht ein Unterschied; zweitens: fehleranfällige, ungefähre Weltansichten sind kein Wissen; drittens: etwas zu wissen heißt, sichere Kenntnis davon zu besitzen und diese Charakteristik fehlt beim bloßen Glauben. In dieser Deduktion ist übersprungen, dass sich die Einstellungen, die wir faktisch »Wissen« nennen, durchaus als fehleranfällig und in vieler Hinsicht als ungenau beschreiben lassen und dass unerschütterliches Wissen eher einen Sonderfall der Begriffsverwendung darstellt. Die Grenzen zwischen Meinen und Wissen sind, was die Praxis betrifft, oft fließend. (Meine ich, oder weiß ich, dass Pasching bei Linz liegt?) So wie eine unsachliche Entscheidung verbessert werden kann, kann sich eine faktische Meinung bestätigen oder eine erlernte Kenntnis als inkorrekt erweisen. Sokrates zieht dagegen eine scharfe Linie. Vermutung und Kenntnis schließen einander aus. Als Begriffsexplikation ist das, wie gesagt, vertretbar. Aber der Rahmen der Debatte ist die bestimmende Funk-

tion der Volksversammlung und das aktuelle Beispiel des Redners, der als Arzt durchgehen will. Die Lehre vom Wissen steht im Kontext demokratischer Abstimmungen.

SOKRATES: Denn du sagst eben, daß auch in Sachen der Gesundheit der Redner mehr Glauben finden würde, als der Arzt.

GORGIAS: Das sagte ich auch; bei der Menge nämlich. (ενγε ὥχλω)

SOKRATES: Und nicht wahr, dieses bei der Menge heißt bei denen die nicht wissen? Denn bei den Wissenden wird er doch nicht mehr Glauben finden als der Arzt?

GORGIAS: Darin hast du Recht.

ενγε ὥχλω heißt neutraler: vor dem Volk. Friedrich Schleiermachers Übersetzung betont die Weichenstellung, die sich in dieser Passage vollzieht. Die Mehrheit für den Redner als Arzt kommt von den Ignoranten; die Sache beherrschen nur wenige. Es ist jedoch nicht selbstverständlich so, dass sich eine größere Anzahl von Personen ständig täuscht. Hier wird der Demokratie ein Denkzettel verpasst. Ein glatt von der Meinung abgehobenes Wissen wird einer kleinen Gruppe von Eingeweihten zugesprochen, die plakativ gegen die Meinungsbildungsprozesse der Bevölkerung gesetzt ist. In diesem Duktus ist es beinahe eine Garantie für Wissen, *nicht* von der Mehrheit anerkannt zu werden. Der sozial-epistemologische Ort dieser *ἐπιστήμη* liegt, so lassen sich diese Überlegungen zusammenfassen, an der Kreuzung dreier Wissensverfassungen. *Fachwissen* ist konstitutiv auf einen kleineren Kreis beschränkt. Es bildet kompakte Inseln innerhalb des *Flachwissens* über die Lebensnotwendigkeiten, das jede und jeder besitzen kann. Im Gemeinwesen werden die Grundentscheidungen darüber getroffen, was als kompetent, aussichtsreich, anerkennenswert und fair gelten kann. Dazu bedarf es eines *Orientierungswissens*, das die handwerklichen und lebenspraktischen Kompetenzen vermittelt. Es darf nicht partikulari-

stisch sein und sollte andererseits mehr als Leerformeln enthalten. Und nach den Vorgaben von Sokrates reicht auch ein offener Prozess der Überprüfung und Revision transienter Überzeugungen nicht.

Schön und gut

Wir haben es bisher so dargestellt, als hätte sich Sokrates für einzelne politische Fragen, z.B. für Abstimmungsergebnisse der Volksversammlung, interessiert. Aber die Rolle, die Platon seinem Sprecher zuteilt, ist prinzipieller angelegt. Ich wechsle von der dargestellten Episode zu einer grundsätzlicheren Überlegung. Sokrates geht von Beispielen aus, aber sein Interesse zielt auf die höchsten, staatstragenden Begriffe: das Gerechte, Schöne, Gute (vgl. Gorgias 459c). Ihrer Kenntnis schreibt er die Kraft zu, das Leben in Gemeinschaft richtig zu führen. In einer zentralen Passage der *Politeia* demonstriert Sokrates, wie sich die Philosophie von Einzelfällen zu Prinzipien erhebt.¹⁸ Es beginnt harmlos, mit einer Worterklärung. Wie Weinliebhaber oder ehrgeizige Zeitgenossen (*Politeia* 475a) haben auch Philosophinnen ein Hauptziel, in ihrem Fall die *σοφία*. Was ist darunter zu verstehen? Platon erläutert es zunächst negativ. Wem das Interesse an Informationen (*μαθηματα*) fehlt, den werden wir nicht wissbegierig (*filomaj*'hc oder einen »Philosophen« (*φιλόσοφον*) nennen (*Politeia* 475c), das heißt also: intellektuell neugierig. Aber mit dieser Begriffsbestimmung gibt es eine Schwierigkeit. Eine solche Neugierde kann sich leicht verzetteln. Vieles ist zu sehen und zu hören. Die Schaulustigen (*φιλοθέαπιονεχ*) folgen sehr wohl einem Wissensdrang. Sind sie darum Philosophen? Ein zusätzliches Kriterium ist nötig. Das Interesse jener Personen, um die es Platon geht, zielt nicht auf zahlreiche Kenntnisse. Sie sind Schaulustige der Wahrheit (*Politeia* 475e). So etwas nennt man heute ein »Alleinstellungsmerkmal«. Philosophinnen – und nur sie – sind Wahrheitssucherinnen. Aus einer Worterklärung ist ein Auswahlverfahren geworden. Es folgen Bedingungen, unter denen intellektuell Interessierte sich als Philosophinnen qualifi-

zieren. Diese Überlegungen sind weithin wirksam gewesen. Sie durchziehen die gesamte Philosophiegeschichte und begegnen uns, so wird zu zeigen sein, modifiziert auch in Wittgensteins *Tractatus*, der 1921 eine logische Zusammenfassung der platonischen Erkenntnisordnung bietet. Platons Ausführungen kann man als eine implizite Definition »der Wahrheit« lesen, auf welche Philosophinnen aus sind. Er bemüht keine Göttin, wie Parmenides, um »das unerschütterliche Herz der wirklich überzeugenden Wahrheit« ([DIELS/KRANZ(1961)], Parmenides 4,29) zu verkünden. Sein Ansatz beginnt mit der Gegenüberstellung zentraler gesellschaftlicher Kategorien (Politeia 476a).

Schönes und Häßliches, Gerechtes und Ungerechtes, gut und böse sind einander entgegengesetzt. Jede Bestimmung für sich ist eine, im jeweiligen Gegensatzpaar sind es zwei.¹⁹ Was hat das mit Wahrheit zu tun, es klingt nach Zahlenspielerei? »Also wenn zwei, ist auch jedes von ihnen eins.« (a.a.O.) Die Verbindung zwischen eins/zwei und Wahrheit bewerkstelligt der Aussagesatz und seine Verneinung. »Das Schöne« und »das Unschöne« sind substantivierte Prädikate, zwischen denen eine Negation »umschaltet«. »... x ist schön ...« kann in verschiedensten Kontexten gesagt werden. z.B. »...x ist schön und gut ...«, »...x ist schön gewesen ...« etc. Platon bezieht sich dagegen auf eine elementare Verwendungsweise des Prädikates, nämlich die *Verkehrung ins Gegenteil*. Er betrachtet sie für einige passende Auszeichnungen, darunter »gerecht« und »gut«. Alle verbindet diese Regel: Ein Satz, der mit einem derartigen Prädikat gebildet wird, ist wahr oder falsch, der negierte Satz umgekehrt. Die Dualität wahrer und falscher Aussagen hält die Bestimmungsstücke zusammen. Platon nennt sie εἶδη, Schleiermacher übersetzt »Begriffe«.²⁰ »εἶδος« heißt umgangssprachlich »Aussehen«, »Gestalt«. Der Terminus ist vom Aorist (einer Vergangenheitsform) des Verbums »όράω« (sehen) abgeleitet (»εἶδον«, gesehen), es handelt sich also um eine Festlegung im Sehfeld. Wie wird daraus »Begriff«, es gibt ja vielfältige Erscheinungen zu sehen? Die Antwort ist das eben genannte Auswahlverfahren. Platon führt Bestimmungen ein, die in bestimmten Sätzen eine bestimmte Rolle spielen. Sie treten paarweise auf und werden aus der simplen Konstruktion

von Aussagesätzen extrapoliert. »Begriffe« heißen sie, sofern dem »Ansehnlichen« das logische Muster klassischer Affirmation/Negation aufgeprägt wird. Etwas ist »begrifflich fassbar«, weil es in Prädikaten ausgesagt und in dieser Zugänglichkeit auf die Regeln von wahr und falsch festgelegt ist. Darin liegt eine drastische Restriktion. Sie ist in Platons Text durch den abrupten Übergang von den Schaulustigen zur Wahrheit markiert. Auf der einen Seite die Eventgesellschaft: Platon verweist auf die Volksfeste zu Ehren des Dionysos. Und andererseits die Philosophen, welche »Wahrheit« *sehen* wollen, worunter zu verstehen ist: logisch konstituierte Bestimmungsstrukturen des denkenden Lebens.

An dieser Restriktion hängt in der Folge eine der zentralen Fragestellungen der europäischen Philosophie und *das* Grundmuster der Bildung. Platon hat auf die angedeutete Weise »Begriffe« eingeführt, von denen jeder eins ist, »aber da jeder vermöge seiner Gemeinschaft mit den Handlungen und körperlichen Dingen und den übrigen Begriffen überall zum Vorschein kommt, auch jeder als vieles erscheint.« (Politeia 476a) Das ist die umgekehrte Richtung. Die Selektion mit Hilfe der zweiwertigen Logik ergibt, streng genommen, nur inhaltslose Satzteile, die in antinomischer Relation stehen. Der Sprung von den Anschaulichkeiten zur Wahrheitsfunktionalität lässt die Dingwelt hinter sich. So gesehen müßte »...ist x« stehen und nicht »...ist schön« oder »...ist gerecht«. In dieser Abstraktion ist über alles und nichts die Rede. Die logische Begriffsstruktur reicht nicht, wir brauchen auch *Begriffe*, also Bestimmungen, die wir präzisieren und entsprechend verwalten können. Dieser Art sind Gerechtigkeit und Schönheit. Sie kommen so zustand: ein jeder Begriff ist nicht nur für sich – im Gegensatzpaar – eins, er kommt auch in der Welt zum Vorschein (παντιαχοῦ φανταζόμενος). Begriffe manifestieren sich.

Die nächste Frage ist natürlich, wie sie das tun können. Worin besteht die Gemeinschaft (*κοινωνία*) der konstruierten Abstrakta mit den Ausgangsvoraussetzungen? Wir haben es mit doppeldeutigen »Gestalten« zu tun. Sie sind aus der Anschauungswelt durch eine logische Konstruktion entrückt – und sind bemerkbar auch in

der Anschauungswelt. In diesen Gebilden kristallisiert sich die sokratische Frage. Sokrates war mannigfaltigen Beispielen von (z.B.) Gerechtigkeit begegnet und hatte wissen wollen, was allen gemeinsam sei. Eine Antwort konnte der historische Sokrates, soweit wir sehen, nicht finden. Platon hat zu diesem Zweck eine Doppelgestalt erdacht, jene Bestimmung, die für sich steht und in der Vielfalt erscheint. Sie ist eine *Purifikation* aus den verstreuten Umständen, und andererseits die *Instantiierung* jenes Inhaltskerns, der im Reinigungsprozess sichtbar geworden ist. Sichtbar? Das ist der Angelpunkt. Aus meiner Rekonstruktion ist nicht erklärlich, inwiefern die Gestalt »Gerechtigkeit« *gesehen* werden kann. Sie gibt eine Struktur an, der entsprechend (Aussagen über) Sichtbarkeiten organisiert sind. Das ganze Gewicht der platonischen Argumentation hängt indes daran, dass es ein Sehvermögen gibt, das auf das jeweilige $\varepsilon\delta\delta\omega\chi$ selbst gerichtet ist. So trennt sie die Normalverbraucher von den Erwählten.

Die Hörbegierigen und Schaulustigen, sprach ich, lieben doch die schönen Töne und Farben und Gestalten und alles, was aus dergleichen gearbeitet ist, die Natur des Schönen selbst aber ist ihre Seele unfähig zu sehen und zu lieben. (Politeia 476b)

»Seele« ($\delta\alpha\omega\alpha$) ist ein Verständnisvermögen, das im Fall der Schaulustigen die Beschaffenheit des Schönen *selbst* nicht erfassen – »sehen« ($\iota\delta\epsilon\iota\mathbf{v}$) – kann. Und dann gibt es die Seltenen, die es betrachten, wie es für sich ist ($\mathbf{\delta}\mathbf{\rho}\mathbf{\alpha}\mathbf{v} \kappa\alpha\theta' \alpha\mathbf{\tau}\mathbf{t}\mathbf{o}$). Der zweifache Aspekt des Begriffs ist unlösbar mit einer sozialen Partitionierung verbunden. Philosophinnen sehen etwas anderes, sie sehen anders. Sie wissen, zu unterscheiden, weil sie die Beziehung zwischen dem Prinzip einer Gemeinsamkeit und den Instanzen herstellen, die sich diese Gemeinsamkeiten teilen. Sie »schauen« »nach oben«. Sie kennen Vorgaben auf höherem Abstraktionsniveau.

An diesem Textstück aus dem 5. Buch der *Politeia* hat sich der Grundriss einer Aufteilung gezeigt, in der sich das philosophische Orientierungswissen gegenüber dem Fach- und Flachwissen etabliert. Die Argumentation ist umstritten und weniger allgemein,

als es den Anschein hat. Sie bezieht sich nur auf Prädikate, die leicht in Gegensatzpaaren darstellbar sind und z.B. nicht auf »Mensch« (vgl. [ANNAS(1981)], 209). Sie erklärt nicht, wie die Teilhabe der Einzelfälle an der Form näherhin zu verstehen ist (vgl. [WHITE(1979)], 156) und sie operiert im Hinblick auf Glauben und Wissen mit einer ungleichen Rollenverteilung:

Nur der Philosoph kann das Gute und das Schöne an sich, in seiner ewigen und unveränderlichen Natur sehen, damit einen Anspruch auf Wissen anmelden und so für sich reklamieren, Tuchfühlung mit der eigentlichen Wirklichkeit zu haben. [BLACKBURN(2007)], S. 89

Die Motive ließen sich in Platons Werk weiterverfolgen. Sie bestimmen darüber hinaus das Auftreten der Philosophie in der abendländischen Tradition. Ich werde dieser Entwicklung nicht folgen und stattdessen einen Beleg dafür bringen, wie ein Philosoph nach Jahrtausenden, unter völlig anderen Umständen, Gedanken entwickelt, welche der platonischen Einführung von Begriffen genau entsprechen. Der große Wurf, mit welchem Plato den Störenfried Sokrates gegen das Volk und die Meinungsforscher rehabilitiert hat, war noch anfangs des 20. Jahrhunderts so lebendig, dass er neu erfunden werden konnte.

Wittgenstein: Wie sich zeigt

Die Philosophie, welche das Schöne selbst (αὐτό καλόν), und viele andere Besonderheiten, sehen kann (δψνάμενος καθοράν) (Politeia 476c-d), ist im Kulturbruch vor dem 1. Weltkrieg im Anschluss an die logisch-mathematischen Arbeiten Freges und Russells zurückgewiesen worden. Im nächsten Kapitel wird es um die zentrale Funktion der Bildung in deren Selbstverständnis gehen, im Moment steht ein Aspekt im Vordergrund, der Datenbanken implizieren wird. Er ist auf einen philosophischen Entwurf zurückzuführen, der den subtil ausdifferenzierten, transzentalphilosophischen und dialektischen Gedankengängen der post-idealistischen Philosophie eine einfache schematische

Konstruktion entgegensezte. In Ludwig Wittgensteins Aufzeichnungen über Logik 1913 und seinen Tagebüchern 1914-1918 lässt sich nachverfolgen, wie das erkenntnistheoretische Instrument eines Aussagesatzes entsteht, der – siehe Platon – Züge der Welt und Züge der Logik trägt. »Philosophie ist die Lehre von der logischen Form wissenschaftlicher Sätze (und zwar nicht nur der Elementarsätze.)« [WITTGENSTEIN(1969a)], S.186. 24 Jahre ist der Philosoph alt, der es unternimmt, der vielfältigen Erscheinungswelt, welcher die Naturwissenschaften nachgehen, eine einheitliche theoretische Fassung zu geben.

Zweipolig

Gleich zu Beginn legt sich Wittgenstein auf eine elementare Doppelbetrachtung fest.²¹ »Jeder Satz ist wesentlich wahr-falsch. Insofern hat ein Satz zwei Pole (die dem Fall, in dem er wahr ist, und dem Fall, in dem er falsch ist, entsprechen.« (a.a.O. 188) Diese »Bipolarität des Satzes« (a.a.O.), die im *Tractatus* grafisch durch »WpF« ausgedrückt wird (T 6.1203), greift Freges Wahrheitswerte auf und betrachtet sie als integrale Bestandteile des Behauptungssatzes. Er funktioniert durch diese Polarisierung. Um mit dem Satz »Die Tulpe ist in der Vase« einen Geltungsanspruch zu verbinden, reicht es nicht, die Position der Blume im Gefäß zu beschreiben. Das ist die Darstellungsstruktur, es fehlt *der Test*. Um Zustände anzusprechen, muss man über ihre Beschaffenheit hinaus sagen können, was der Fall ist, wenn der Satz, der sie mitteilt, wahr *und* wenn er falsch ist.

Ich verstehe den Satz aRb wenn ich weiß, daß entweder die Tatsache aRb oder die Tatsache, daß nicht aRb, dem Satz entspricht.
[WITTGENSTEIN(1969a)] 188f

Wittgenstein nimmt einen inhaltlich bestimmten Satzkern an. Zum Beispiel könnte er die Umrisse eines Fußes beschreiben. Und er fügt hinzu, dass diese Gestalt zweierlei *besagen* kann. (1) Hier ist ein Fuß, der derart aussieht; oder: (2) Hier ist ein Fuß, der

derart aussieht, *gerade nicht*. Diese Gestalt ist *nicht* vorhanden, sie ist ein Fußabdruck. Für eine Behauptung ist erforderlich, dass auch der Gehalt der *gegenteiligen* Behauptung festliegt. In Wittgensteins Konstruktion ist er das Negativ zum Positiv.

Diese erkenntnistheoretische Anknüpfung an Freges Wahrheitswerte erzeugt eine scharfe Dialektik. Der bipolare Satz als Hauptinstrument zur Erfassung der Welt induziert eine Ontologie von Gegensatzpaaren. Das ist der Preis für die Einführung einer vollständig determinierten Negation. Dieser wahrheitsfunktionale Operator ist deutlich von Negation im Sinn der Andersartigkeit zu unterscheiden. (Die Differenz zwischen Fuß und Hand z.B. steht auf einem anderen Blatt.) Die Festlegung Wittgensteins gehört zu den wichtigsten Weichenstellungen auf dem Weg zur Weltsicht des *Tractatus*. Einen wesentlichen Hinweis gibt folgende Tagebucheintragung: »Es ist nämlich schwer, was nicht der Fall ist, nicht zu verwechseln mit dem, was stattdessen der Fall ist.« ([WITTGENSTEIN(1969b)], 25.1.1914) Die eine Konstruktion operiert mit einer gegebenen Aussagestruktur und sieht für sie einen positiven wie einen negativen Modus vor. Im Zusammenhang der Abbildtheorie wird daraus ein Bild und sein Gegen-Bild. Ein zweites Thema sind differierende Aussagestrukturen, *andere* Bilder. Ihr Inhalt unterscheidet sich, sie unterliegen ihrerseits der Bipolarität.

Platon hat, so haben wir gesehen, mit Gegen-Satz-Paaren gearbeitet, um die Philosophen vom Volk zu trennen. Ihr Sprachgebrauch hebt wahr und falsch hinsichtlich der verhandelten Prädikate (gerecht, schön etc.) hervor. Sie sind in der Lage, »Gerechtigkeit« zu beurteilen, weil sie sich auf die Sache selber richten. Dabei genügt ihr »ja« oder »nein«. Die verschiedenen Beispiele für Gerechtigkeit sind nicht ihr Geschäft. Diese Überlegungen verlaufen parallel zu Wittgensteins Entwurf. Sätze teilen Inhalte mit, doch diese Funktion können sie durch ihre jeweils spezifische Aussagestruktur (Bildhaftigkeit) alleine nicht erfüllen. Der Inhalt muss definitiv an einen Weltzustand gekoppelt sein. Diese Koppelung geschieht durch das Urteil und das bedarf der Doppelperspektive zwischen wahr und falsch. Anders gesagt: Was immer wir formulieren, wir setzen es durch Urteile mit der

Welt in Beziehung. Daraus ergibt sich rückwirkend eine Bedingung für Inhalte. Es kommen nur Aussagestrukturen in Frage, die als die beschriebenen Bilder-Gegenbilder funktionieren können. Das Urteilsverfahren induziert die möglichen Inhalte: jeweils ein Zustand oder seine Kontraposition.

Sätze, welche diese Bedingungen erfüllen, heißen Elementarsätze. Sie sind dadurch privilegiert, dass sie ohne logische Verbindung mit anderen Sätzen vorkommen. Ihr Inhalt ist eine Struktur, die im wahr-falsch-Verfahren erschöpfend behandelt wird. »Um die Gestalt des Fußes zu erkennen, ist einzig und alleine notwendig, dass jemand zwischen Fuß und Fußabdruck entscheiden kann.« Dann würde es sich um einen Elementarsatz handeln. Das Beispiel zeigt gut, worin die Schwierigkeit besteht. Wir verstehen »Fuß« immer schon in Kontrast zu anderen Körperteilen – wie ist es möglich, einen solchen Inhalt gänzlich von den beiden Urteilstypen her zu bestimmen! ? Das ist das Postulat, es gäbe *etwas* zu sagen, das nur und gerade jenen zugänglich wird, die sein Auftreten in Sätzen bejahen oder verneinen: *die* Gerechtigkeit, *ein* elementarer Satz. Abgesehen davon, ob diese Forderung plausibel ist, Platon und Wittgenstein erheben sie beide.

Die ab-Funktion (d.h. die Wahrheitsfunktion h.h.) bleibt nicht vor dem Elementarsatz stehen, sondern durchdringt ihn. ([WITTGENSTEIN(1969b)], Tagebücher 29.11.1914

Das führt dazu: »Der Satz stellt das Bestehen und Nichtbestehen der Sachverhalte dar.« (T 4.1) Diesen Zusammenhang nennt Wittgenstein eine »Sachlage« (T 2.11, 2.201-2.22).

Formvollendet

Der molekulare Aufbau der Welt im *Tractatus* erfolgt dadurch, dass Elementarsätze, deren Inhalt unmittelbar an ihre Wahrheitsbedingungen gebunden sind, mittels der Wahrheitsfunktionen zu komplexeren Sprachgebilden zusammengesetzt werden. Dies-

bezüglich ist die Überprüfung von Behauptungen Rechenarbeit. Doch es gibt einen anderen Aspekt, der direkt an die aufgezeigte Affinität zwischen Wittgenstein und Platon anschließt. Angenommen – per impossibile – »Die Tulpe steckt in der Vase« sei ein Elementarsatz. Dann ist er nicht von anderen Sätzen abhängig, die mit ihm wahrheitsfunktional verknüpfbar sind. Aber es ist damit zu rechnen, dass andere Elementarsätze von diesem Typus auftauchen. »Die Füllfeder steckt im Etui«, »Die Hände stecken in der Hosentasche« Diesen Sätzen ist eine Relation gemeinsam, sie sind Instanzen des vorhin abstrakt symbolisierten »aRb«. Eine solche Relation gehört zum *Inhalt* jener Sätze, von denen wir eben sagten, dass sie auf der Urteilsfähigkeit beruhen. Diese Fähigkeit muss sich offensichtlich auf diese Inhalte beziehen. Sie benötigt die Kompetenz, gleichartige Strukturmomente in verschiedenen Aussagen zu erfassen und ihr Bestehen – je nachdem – als gegeben oder nicht-gegeben zu behaupten. Das Erfordernis ist platonisch einfach auszudrücken: Sie muss in diesen Gebilden die *gemeinsame Form* herausfinden, die stets denselben Beitrag zur Bejahung/Verneinung des gesamten Satzes liefert.

Der Inhalt partizipiert an der (bei Wittgenstein logischen) Form.

Es muß also verschiedene Gebilde mit denselben logischen Zügen geben; das Dargestellte wird eines von ihnen sein, und es wird sich bei der Darstellung darum handeln, dieses von anderen Gebilden mit denselben logischen Zügen zu unterscheiden (da ja sonst die Darstellung nicht eindeutig wäre). [WITTGENSTEIN(1969b)], Tagebücher 22.10.1914

Der umgekehrte Weg, von den Einzeldarstellungen zur »dahinterliegenden« Form, wird im *Tractatus* durch die »Satzvariable« beschritten.

Der Ausdruck setzt die Formen aller Sätze voraus, in denen er vorkommen kann. Er ist das gemeinsame charakteristische Merkmal einer Klasse von Sätzen. (T 3.311)

Der Ausdruck wird also durch eine Variable dargestellt, deren Wert die Sätze sind, die den Ausdruck enthalten. (T 3.313)

Die Welt besteht aus einer hochdifferenzierten sachlichen Struktur, die sich in unseren Sätzen dadurch manifestiert, dass sie gewisse Gestaltmomente teilen. An diesen Stellen sind die betreffenden Sätze logisch gleich. Sie enthalten allgemeine Züge. Sokrates' Frage nach dem Wesen einer Erscheinung oder Verhaltensweise ging nach dem allgemeinen Prinzip, welches die Einzelfälle bestimmt. Wittgenstein hat eine Methode entwickelt, wie solche Wesensbestimmungen in unserer Sprache auftreten. »Meine *ganze* Aufgabe besteht darin, das Wesen des Satzes zu erklären.« ([WITTGENSTEIN(1969b)], 22.1.1915) Dazu muss er verständlich machen, wie sich die prinzipielle Beschaffenheit der Welt in Sätzen abbildet.

Das heißt, das Wesen aller Tatsachen anzugeben, deren Bild der Satz *ist*. Das Wesen alles Seins angeben. (a.a.O., vgl. [WITTGENSTEIN(1969b)], Tagebücher 2.8.1916)

Der einzigartige Effekt des *Tractatus* liegt darin, dass er den alt-ehrwürdigen metaphysischen Fragestellungen eine plakative logische Fassung gibt. Das Wesen erscheint als Satzvariable. »Sie entspricht einer logischen Form – einem logischen Urbild.« (T 3.315) Man kann das getrost $\epsilon\delta\delta\chi$ nennen. Die Zustände der Welt werden durch Sätze abgebildet. Aber die Welt ist nicht einfach die berühmte »Gesamtheit der Tatsachen« (T 1.1), sie ist – genauer gesagt – die *Gestalt*, die diesen Tatsachen zugrund liegt. Tatsachen besitzen Formen, Sätze zeigen Struktur.

Vorbildlich

Diese Betrachtungsweise ist seit den Griechen mit dem menschlichen Abstraktionsvermögen und philosophischen Theorien zur Begriffsbildung verknüpft. Die Formen Platons sind ausgewählten Personen zugänglich. Frege hat eine logische Präzisierung von »Begriff« vorgelegt, der gemäß Begriffsausdrücke Eigenchaften bezeichnen, die ein Satz Dingen zuschreiben kann. Begriff ist demnach nicht ein greifbares Positum, sondern die

geregelte Zuordnung solcher Posita zu wahren und falschen Urteilen. »Rot« bedeutet: die Menge aller Dinge, welche wir *zutreffend* als rot bezeichnen. In Wittgensteins Version ist der Begriff »rot« eine Variable, die in allen Sätzen vorkommt, deren Terme sich auf Dinge dieser Beschaffenheit beziehen. An- gesichts dieser Kontinuitäten ist auch die alte Frage aktuell, wie sich diese nicht-dingliche, übergeordnete Entität den handfesten Gegebenheiten mitteilt. Seit Platon den Schaulustigen den Zugang zu Formen abgesprochen hat, ist Begriffskompetenz oft mit höheren Fähigkeiten assoziiert. Die Mitteilung überquert dann den Graben zwischen der Ebene der Prinzipien und jener der Greifbarkeiten.

Sobald platonisierende Schemata das Denken bestimmen, ist ein solches Gefälle unausweichlich. Wittgenstein hat es im *Tractatus* in Erinnerung gerufen und sogleich auf spektakuläre Weise unterhöhlt. Urbilder, die in seinen (Sätzen als) Bilder auftreten, besitzen einen Extra-Wert, gerade wie die Formen, welche nicht alle sehen können. (»Den Wald vor lauter Bäumen nicht.«) Der Schwenk vom Bild zum Urbild führt zur Allgemeinheit und zum »Wesen der Welt«. Doch es ist eben dieser Übergang, den Wittgenstein in einem zweiten Schritt untersagt. Er verschärft dazu ein bereits bei Frege angelegtes semantisches Dilemma. Namen bezeichnen Gegenstände – was bezeichnen dann Begriffsausdrücke? Sind das »Gegenstände« höherer Ordnung? So erhält man genau den *Sachbereich* der Sonderklasse. Wittgenstein schneidet den Übergang ab.

Ein Name steht für ein Ding, ein anderer für ein anderes Ding und untereinander sind sie verbunden, so stellt das Ganze – wie ein lebendes Bild – den Sachverhalt vor. (T 4.0311)

Kein Name kann für die Verbindung stehen, das ist Wittgensteins Intervention gegen Verdinglichung.

Dann fragt sich allerdings: wie kommen wir an die Verbindung heran? Im gewöhnlichen Sprachgebrauch erlauben wir uns doch die Nennung auch solcher Gegebenheiten.

Der Satz kann die logische Form nicht darstellen, sie spiegelt sich in ihm
...Der Satz *zeigt* die logische Form der Wirklichkeit. (T 4.121)

Die Urbilder sind im Satz präsent, sie können aber nicht durch Satzteile *bezeichnet* werden. Das kommt daher, dass die Funktion der Bezeichnung für Gegenstandsausdrücke reserviert ist. Wittgenstein ersetzt die Benennung 2. Stufe durch eine Terminologie, die er aus der Bildwelt bezieht. Im Satz »fa« *zeigt sich* das Vorkommen eines Gegenstandes. Es ist unstatthaft, »a« einen *Gegenstand* zu nennen, denn »a« steht für das Strukturmerkmal, das allen Gegenständen gemeinsam ist. Von hier nach dort führt kein Übergang, sondern ein Gestalt-Switch. (Kein Bestandteil einer Architekturskizze bezieht sich darauf, dass der Raum ein Tempel ist.) Für Wittgenstein ist an solchen Stellen das Gespräch zu Ende. »Was gezeigt werden kann, kann nicht gesagt werden.« (T 4.1212)

Diese Strategie zitiert die Begriffswelt und verweigert ihr gleichzeitig die Möglichkeit, zur Sprache zu kommen. Indem sie ihr den Vorzug des Erscheinen gibt, nimmt sie ihr die Gelegenheit, sich feststellen zu lassen. Dadurch erhält der *Tractatus* sein eigentümliche Flair von Weltuntergang. Einmal, gerade bevor nichts mehr gesagt werden kann, deckt sich die sinnvolle Sprache insgesamt mit der Welt. Die menschliche Ausdrucksmöglichkeit hat die Beschaffenheit der Wirklichkeit getroffen. Für Interpretinnen des *Tractatus* bietet sich die Gelegenheit, die damit angestoßene Dialektik von Ethik, Ästhetik und Unsinn zu exponieren. Hier soll stattdessen auf einen Effekt verwiesen werden, der sich aus der Gegenüberstellung der Bipolarität der Sprachrepräsentation beim frühen Wittgenstein und Platons Extratour für Philosophinnen ergibt. Das Bezeichnungsverbot für allgemeine Welt-Determinanten ist nicht nur ein eleganter Schachzug, mit dem Wittgenstein offene Fragen der Begriffskonstruktion Freges und der Russellschen Typentheorie in einem strategischen *coup d'etat* abschließt. Es ist ganz allgemein eine Absichtserklärung gegen Versuche, das Auftreten platonischer Formen in der Welt begreiflich zu machen. Das hervorgehobene Sehvermögen richtet sich, sagt Sokrates in der Politeia, auf das Schöne und Gerechte selbst, nicht auf schö-

ne oder gerechte Gegebenheiten (Politeia 479e, 480a). Zwischen den beiden Bereichen muss jedoch ein Zusammenhang bestehen. Die »Teilhabe« ist schon angesprochen worden. Dieser ontologischen Kategorie korrespondiert auf der Seite der Erkenntnisfähigkeit ein abgestufter Zugang zum Erscheinen der $\epsilon\delta\alpha$. Die Menge der Schaulustigen stellt sich diverse Gerechtigkeiten vor, die Philosophinnen, mit Zugang zu *der* Gerechtigkeit, wissen, was gerecht ist. In dieser Spange ist das Verhältnis zwischen unerleuchtetem und philosophischem Erkenntnisstatus traditionell immer wieder beschrieben worden. Sie trennt und hält zusammen. Indem sie eine Qualitätsdifferenz einführt, provoziert sie die Frage, wie sie zu überbrücken wäre. Anders gesagt: Sie etabliert Philosophie als versteckte Attraktion. Diese Spannung durchschneidet Wittgensteins Bezeichnungsverbot. Zwischen Meinung und Wissen besteht keine Entwicklung, nicht einmal ein Erkenntnissprung. Was bei Platon Wissen verbürgt, ist von der Welt aus *unzugänglich*. Es ist nicht abgeschafft; die logische Form der Welt ist – ganz im Gegenteil – zu höchster Dignität erhoben. Doch es gibt keine Elite, die sich ihrer Würde nähern kann.

Bildung ist in einem wichtigen Sinn der Annäherungsprozess, den Platons Konstruktion induziert. Der frühe Wittgenstein ist dann die Antithese eines Bildungsphilosophen. Das wird gerade daran greifbar, dass er eine Abbildungstheorie der Sprache und eine Urbild-Theorie des Allgemeinen vertritt. Die erste definiert die Bedingungen, unter denen *jede* Kommunikation steht; die zweite gilt ebenfalls generell, nur eben negativ: das Wesentliche ist nicht von dieser Welt, darin sind alle gleich. An diese Konstellation ist zweifach anzuknüpfen. Im nächsten Kapitel wird nochmals auf Plato zurückgegriffen. Bisher ist nur die eine Passage kommentiert worden, welche das Jenseits für die Volksmeinung herausarbeitet. Es fehlt Platon als Pädagoge. Bevor davon die Rede ist, wird Wittgensteins Gegenreaktion um einen Grad verschärft. Die Weltordnung, welche er ein gutes Stück vor der Erfindung der digitalen Rechenmaschine entworfen hat, weist deutliche Parallelen mit einem zentralen Anwendungsgebiet dieser Maschinen auf, mit dem Design von Datenbanken. Über die

Zwischenstation einer *Tractatus*-Ontologie ist deren Inventarisierung der Wirklichkeit mit technisch entrückten Kategorien und ihrer Festschreibung als Formen der Welt verbunden.

Datenbanken

Naturwissenschaftliche und technische Lehrbücher beginnen häufig mit einem knappen Rückblick auf die Zeit, bevor die jeweilige Orthodoxie sich durchgesetzt hat. Eine historische Reminiszenz genügt zur anfänglichen Motivation. Viele Einführungen in Datenbanksysteme heben hervor, dass es »früher« üblich war, Daten durch jene Programme verwalten zu lassen, die sie jeweils zur Erfüllung ihrer Aufgabe benötigen. Telefonnummern können von einem Textverarbeitungsprogramm, einer Buchhaltung oder einem elektronischen Adressbuch benötigt und verwendet werden. (Vergleiche etwa [HEUER/SAAKE (1997)], S.1ff. Entsprechend vielfältig sehen dann die Speicherformate und die Möglichkeiten der Datenmanipulation aus. In diese Unübersichtlichkeit brachte das heute gebräuchliche 3-Stufen-Modell Ordnung. Es unterscheidet (1) das Niveau der faktischen Datenspeicherung von der (2) Logik, welche die Datenerfassung und -abfrage bestimmt. Darauf werden (3) externe Schnittstellen appliziert, die sich – im Rahmen dieser Logik – der Informationen für ihre jeweiligen Zwecke bedienen. In den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts kristallisierten sich die Grundprinzipien jener Datenbanklogik heraus, die es heute ermöglicht, unabhängig von Betriebssystemen und Applikationen, sowie neutral im Internet verteilt, satzähnliche Informationen nach einem gemeinsamen Format zu speichern und in Suchvorgängen aufzuschlüsseln.²²

David Gugerli hat die Konflikte beschrieben, die sich zwischen Technikern und Akademikern zur Frage der zweckentsprechenden Bearbeitung großer Datenbestände entwickelten. [GUGERLI (2009)], [GUGERLI(2007)] Die Verhältnisse zu Beginn waren, wie bei jeder Landnahme, von Zufällen bestimmt: wer besitzt welche Maschinen, Programme, Kunden? Vielfache Konkurrenz- und

Kooperationsmuster waren spontan entstanden. Zwei widersprüchliche Tendenzen, deren Konflikt später auch in der Textverarbeitung und bei Webbrowsern sichtbar wurde, bestimmten das Terrain. Auf der einen Seite entwickelten Ingenieure Projekte für gegebene Maschinen und eine an sie gebundene wirtschaftliche Nutzung. Das führt zur Konkurrenz am Markt und zu Versuchen, die Vorteile proprietärer Kontrolle zu optimieren. Dem widerspricht, andererseits, die Logik der Vernetzung. Ihr entsprechend wird der größte Effekt erzielt, wenn Ressourcen quer über den Globus gleichartig verteilt und bearbeitet werden. Das verlangt die Standardisierung der betreffenden Routinen. Der Wirtschaft erschloss sich ein riesiger neuer Markt – der allerdings tendentiell die Strategie der abgekapselten Produkte mächtiger Akteure in Frage stellte.

Die Fragen des passenden Strukturmusters für Datenbanken waren umstritten. Charles Bachmann arbeitete mit einem sogenannten Netzwerkmodell. Das Format der Datenerfassung war ein Graph, der verzweigte Beziehungen zwischen den Knotenpunkten vorsah. Edgar F. Codd schlug eine abstraktere Architektur vor, welche ohne die Differenzierungen der Netzstruktur auskam. [CODD(1970)] Sie waren nach seiner Ansicht zu aufgabenspezifisch; ihre Bearbeitung war nicht generalisierbar. Codds Design hat sich schließlich durchgesetzt [[ABITEBOUL ET AL.(1995)], S.4] Die formale Grundlage dafür bezog Codd aus der Mengenlehre. Das kartesische Produkt zweier Mengen ist die Verknüpfung eines jeden Elements der ersten mit jedem Element der zweiten Menge, dargestellt in geordneten Paaren.

$$A \times B = \{(a, b) | a \in A, b \in B\}$$

Im Beispiel:

$$A = \{a\}, B = \{b\}$$

$$A \times B = \{(a, a), (a, b), (b, a), (b, b)\}$$

Eine Relation ist eine Teilmenge des kartesischen Produkts von Mengen. Beispielsweise ist Identität im Rahmen von $A \times B$ die Angabe jener Elemente der betrachteten Mengen, die – informell gesagt – sich selbst gleich sind:

$$I = \{(a, a), (b, b)\}$$

Für $A = \{2, 3\}$ und $B = \{4, 5\}$ ist die Relation »kleiner als«: $\{(2, 4), (2, 5), (3, 4), (3, 5)\}$.

Aus diesen Definitionen kann man ein einfaches und dennoch mächtiges Instrument zur strukturierten Erfassung elementarer Gegebenheiten gewinnen. Eine abzubildende »Welt« wird durch eine Menge von Relationenschemata beschrieben [[HEUER/SAAKE (1997)], S.94]. Solche Schemata geben jeweils eine Zusammenstellung von Eigenschaften an, die das Modell erfasst. Also z.B. den Vornamen, Nachnamen und die Körpergröße einer Person. Das kann man sich leicht als Tabelle vorstellen:

Vorname	Nachname	Körpergröße
Helga	Hansen	1,70
Herta	Holleritsch	1,79
Hortensia	Heugl	1,67

Das Schema definiert die relevanten Beschaffenheiten der »Welt« und ihre Zusammenstellung. Die Spalten vertreten die einzelnen Charakteristika, die Zeilen jeweils eine ihrer registrierten Kombinationen. Das »kartesische Produkt« über allen Attributmengen des Schemas stellt alle möglichen Kombinationen der definierten Eigenschaften dar. Als Relation bezeichnet man, wie oben, eine Teilmenge davon. Sie steht für eine Struktur, die für die angegebenen Strukturelemente existiert. Je nach den Einträgen in der Datenbank besteht die Körpergröße von Personen z.B. in den verzeichneten Werten. Damit ist nicht gemeint, dass sie *jeweils* den notierten Wert hat, sondern allgemeiner: der Inhalt des Begriffes »Körpergröße« ist die Summe der betreffenden Einträge *bezogen auf das Strukturschema*. Die Werte, die den Attributen zugeschrieben werden, sind nur innerhalb der Tabelle sinnvoll.

Datenbanken bestehen aus mehreren Schemata und den darin realisierten Instanzen (Relationen) der Strukturelemente. Sie sind in Codds Theorie nach formalisierten Prinzipien miteinander verbunden und können mit einer algebraischen Abfragesprache durchsucht werden. Diese Spezifikationen sind hier nicht das

Thema. Hervorzuheben ist ein Umstand, der in der vorgestellten, mengentheoretisch formulierten Modellierung einer »Welt« nicht ins Auge springt. Jede Zeile einer Relation, d.h. jedes Tupel, das sich aus bestimmten Werten für die im Schema vorgegebenen Attribute zusammensetzt, ist – auf die zu modellierende »Welt« hin betrachtet – *eine Aussage* (vgl. [DATE(1995)], S.97). »Helga Hansen 1,70« ist mehr, als eine Aneinanderreihung von Zeichen und auch keine Liste von Gegebenheiten. Das Schema, das diesem zusammengesetzten Ausdruck eine Form vorgibt, ist konstruiert, um bestimmte Verhältnisse in einem Sachbereich wiederzugeben. Die Bezeichnung »Attribute« verrät schon, was der Zweck der Spalten ist: sie registrieren Eigenschaften der erfassten Domäne. Dazu ist die Vorlage entworfen. Den Zweck der Abbildung kann ein System allerdings einfach durch Isomorphie erreichen. Ein Foto Helga Hansens leistet das auch. Um aus der Zeichenkette *eine Aussage* zu machen, bedarf es eines zusätzlichen Gedankenschritts.

C.J.Date erinnert an den Kontext der formalen Konstruktion:

We have not stressed the point thus far, but it should be intuitively obvious to the reader that every relation, base or derived, has an intended *interpretation or meaning*. Moreover, users must be aware of those meanings if they are to use the database effectively. [DATE(1995)], S.97

Die Bedeutung unseres Beispiels ist natürlich, dass Helga Hansen 1,70 m groß ist. In Dates sprachanalytischer Wiedergabe:

Formally, the foregoing statement is an example of what is called a **predicate**, or truth-valued function Substituting values for the arguments is equivalent to *invoking* the function (or »instantiating« the predicate), thereby yielding an expression, called a proposition, that is either *true* or *false*. [DATE(1995)], S.97

Die Semantik der Datenmodelle beginnt mit Namen, Attributen und Behauptungen. Ein Eintrag kann als die Feststellung gelesen werden, dass es sich in der vorausgesetzten »Welt« auf diese Weise verhält. Korrelativ muss man auch Gegenbehauptungen

anerkennen, also Einsetzungen in das Schema, welche diese Bedingung nicht erfüllen. Für den Datenbank-Gebrauch sind sie uninteressant.

And at any given time, of course, the relation contains exactly those tuples that make the predicate evaluate to *true* at that time. [DATE(1995)], S.97

Doch die Semantik der Behauptungssätze wirft eine Frage auf. Sie verlangt eine Negativoption zum positiven Urteil und damit entsteht eine Unschärfe. Einen Satz zu verneinen heißt logisch: genau der Gegensatz trifft zu. So scharf muss es aber nicht verstanden werden, es kann auch heißen: dieser »Satz« lässt sich nicht behaupten; er gibt keinen Sinn. Einerseits: der Sachverhalt besteht nicht, andererseits: der Ausdruck eignet sich nicht zur Behauptung, z.B. fehlt eine Angabe oder sie ist fehlerhaft. Wir sind mit dieser Komplikation unversehens in die Nähe der Konstruktionen geraten, die Wittgenstein in den Vorarbeiten für seinen *Tractatus* anstellt. C.J.Date beschreibt die »base relations« als Elementarsätze der Datenbank.

A *base* relation is a named relation that is not a derived relation (in other words, base relations are *autonomous* [DATE(1995)], S.95.

Zwischen der philosophischen und der technischen Aufgabenstellung bestehen wichtige Unterschiede. Wittgenstein setzt ein plakatives Sprache-Welt-Verhältnis voraus und kümmert sich nicht um die faktische Umsetzung seiner postulierten atomistischen Welterfassung. Date dagegen buchstabiert das Verhältnis zwischen den elementaren Relationen und ihren Konstrukteuren aus. Seine atomaren Sätze stammen aus dem Datenbankdesign. Sie werden stipuliert, um Weltausschnitte operational erfassen zu können. Wittgensteins »Welt« und Dates »reality« (vgl. [DATE(1995)], S.111) kommen aus verschiedenen Bezugsrahmen, doch die Themenstellungen sind eng verwandt. Das beginnt mit den eben angesprochenen Problemen der Negation. Wittgenstein bipolaren Elementarsätzen könnten, das legen die Erklärungen C.J. Dates nahe, Basisrelationen entsprechen, die

wahr oder falsch sind und dementsprechende Sachverhalte wiedergeben. Wittgensteins Negation, so haben wir gezeigt, führt *genau* zum Gegensatz, *andere* Sätze sind nicht betroffen. Darin besteht die Unabhängigkeit des Elementarsatzes. Das ist eine Restriktion, die auch für Datenbanken gilt, dort aber praktisch gelöst wird. Es gibt zwei Möglichkeiten dafür, dass ein Eintrag verworfen wird: wenn er einem bestehenden Eintrag, oder den Regeln für Einträge widerspricht. Auf diese Weise sichern sich Datenbanken innere Konsistenz und Relevanz für ihre »Welt«. Die *ist* eben nichts anderes, als die Entwickler in ihre Relationsschemata eingeplant haben. Andere Zusammenstellungen von Attributen wären eine andere Datenbank. An dieser Stelle zeigt der Vergleich mit Wittgenstein einen entscheidenden Punkt. Auch Wittgensteins Elementarsätze bestehen in nichts anderem, als in der Aneinanderreihung von Namen nach einer Ordnung. »Tulpe, Vase« und »Feder, Etui« sind z.B. Einträge in einer Tabelle, die genau das Verhältnis »...steckt in ...« erfasst. Es handelt sich um einen Zug in der logischen Form der Welt. Und diesbezüglich ist Wittgenstein, wir haben es gesehen, heikel. Die logische Form *der* Welt und der Strukturannahmen einer bestimmten Datenbank liegen auf unterschiedlichem Niveau, aber sie treffen einander in dieser Eigentümlichkeit: mittels der Sprache, welche diese Formen *enthält*, lassen sich keine Aussagen *über* solche Formen treffen. Das heißt bei Datenbanken einfach, dass ihre Einträge keine Information darüber enthalten können, welche Einträge ausgeschlossen werden. Und im Vergleich wird nun deutlich, worauf Wittgensteins großflächige Verbote hinauslaufen. Sie betrachten die gesamte menschliche Sprechfähigkeit wie eine überdimensionale Datenbank, deren Schemata sämtliche Ausdrucksmöglichkeiten hinsichtlich der Erfahrungswirklichkeit enthalten. In den Elementarsätzen spiegelt sich diese Welt und ihre eigene Form können sie ebensowenig zum Thema machen, wie die Einträge einer Tabelle die vorausgesetzte Tabellenstruktur. »Der Familienname« ist – datenbanktechnisch – nichts anderes, als die Summe der Einträge in einer eigens designierten Rubrik. Er ist in diesem Zusammenhang quasi das Urbild aller Familiennamen. So schließt die Daten-

bankentwicklung an die platonische Tradition an. Sie konstruiert eine Welt, in welcher Typologien herrschen, denen die einzelnen Umstände unweigerlich unterliegen. Man könnte nun die Frage prüfen, wie »selbständige« derartige Formen sind. Offenbar bedürfen sie einer Instantiierung. Damit hat sich die europäische Philosophietradition lange beschäftigt. Hier genügt die einfache Weichenstellung: Sätze implementieren Formen, zu denen sie als Sätze keinen Zugang haben.

Der Vergleich des *Tractatus* mit der Architektur von Datenbanken beleuchtet ein zentrales Thema in der Verwendung platonischer Motive durch Wittgenstein und er macht gleichzeitig deutlich, wie künstlich hochgespielt es ist. Bezogen auf Datenbanken lässt sich die Spannung und ihre Auflösung handgreiflich beschreiben. Die Sprache der *Modellierung* ist das eine, die Sprache, mit deren Hilfe die Modellierung *festgelegt wird*, das andere. Zwischen beiden bestehen wichtige Unvereinbarkeiten, wie jede Benutzerin weiß, die eine nötige Differenzierung nicht in einem Formular unterbringt. Im Verhältnis der beiden Sprachen wird ein weiterreichender Konflikt sichtbar, nämlich die Diskrepanz zwischen Personen, welche die »Welt« nach gewissen Prinzipien gestalten und anderen, welche den Vorgaben zu folgen haben. Dieses Kompetenzgefälle ist allerdings in einen weniger scharf umrissenen Zusammenhang eingebettet, der seinerseits sprachlich verfasst ist. Die Benutzerinnen können mit den Programmiererinnen über Datenbanken sprechen. Die internen Restriktionen der künstlichen »Welten« halten sie nicht davon ab, *über* die Attribute und Zusammenstellungen zu reden, die ihnen vorgelegt werden. Die Sprache der Verständigung zwischen Personen gestattet die Bezugnahme auf (den Zweck der) Begriffskonstrukte. Sie enthält die Möglichkeit eines quasi-platonischen Aufstiegs, in dem die Basisstufe überwunden werden und der Zugang zu höher gelagerten Blickpunkten erreicht werden kann.

Die ikonoklastische Provokation des frühen Wittgenstein bestand darin, eine solche fortschrittsfreundliche Kompromissbildung zu verwerfen und diese Weigerung der gesamten Philosophie als Doktrin vorzuschreiben. Es beginnt 1913 in den »Aufzeichnungen über Logik«:

Es gibt kein *Ding*, das die *Form* eines Satzes wäre, und es gibt keinen Namen, der der Name einer Form ist. Folglich können wir auch nicht sagen, daß eine Beziehung, die in gewissen Fällen zwischen Dingen besteht, gelegentlich auch zwischen Formen und Dingen besteht.
[WITTGENSTEIN(1969a)], S.202ff

Freges Unterscheidung zwischen Gegenstandsausdruck und Begriffsausdruck wird hier zu einer glatten Disjunktion, die gegen Russells Analyse von Behauptungssätzen gerichtet ist. Es klingt wie ein Disput zwischen Logikern, aber Wittgensteins Einwand enthält einen Nebenton, der die scheinbare Detailfrage als Platzhalter eines pädagogisch-ethischen Imperativs ausweist:

Russells Komplexe sollten die nützliche Eigenschaft haben, zusammengesetzt zu sein, und damit noch die angenehme Eigenschaft verbinden, als einfach behandelt werden zu können. Aber schon dies allein macht sie unbrauchbar als logische Typen (Formen), denn sonst müßte es Sinn haben, von einem Einfachen zu sagen, es sei zusammengesetzt.
[WITTGENSTEIN(1969a)], S.202]

Zusätzlich zur dargestellten Unterwanderung der Typentheorie, die Namensgebung auf verschiedenen Niveaus ermöglicht, enthält diese Passage auch den Hinweis auf ein im Hintergrund ausschlaggebendes Motiv der Wittgensteinschen Regelungen. Wittgenstein stößt sich an der Kombination von nützlich und angenehm. Die Freiheit, Sprache unpräzise zu verwenden und ganz verschiedene Gegebenheiten mit einem Namen zu versehen, ist praktisch hilfreich. Und es wäre angenehm, das mit der Erlaubnis zu verbinden, das so Benannte als »einfach« zu behandeln. Doch diese Annehmlichkeit hat einen Preis. Sie verwischt systematisch, dass die Konfiguration eines Satzes anders beschaffen ist, als die in ihm auftretenden Namen. So angenehm darf man es sich – sagt der Meister – nicht machen.

Die Vorschrift ist in der Logik fehl am Platz. Sie zeigt, dass Wittgensteins Ethik seine »Aufzeichnungen« tyrannisiert. Sie macht aber, darüber hinaus, auch deutlich, dass er jeden Versuch, Formen in das Gespräch der Weltbevölkerung einzubürgern,

blockieren wollte. Hier gibt es keine Bildung; ihr Fernziel ist vom Ausgangspunkt abgeschnitten. Die Alternativen sind Selbstverständlichkeit und Wesensschau. Philosophinnen, die sich berufsmäßig mit Formen beschäftigen, die sich in den Zuständen der Welt zeigen, verlieren ihren Vorsprung und ihre Ausdrucksmöglichkeiten. Soweit die erste Linie von Plato bis zur Gegenwart. Sie endet damit, dass die Philosophie sich gegen den Aufstieg zur Ideenwelt immunisiert. Aber wir haben bloß eine einzige Stelle Platons zur Orientierung verwendet. Der Bildungsaspekt ist nur beiläufig angesprochen worden. Die zweite Linie, die im Folgenden nachzuzeichnen ist, beginnt nochmals bei Platon und zwar direkt bei einer pädagogischen Suggestion.

Die Form der Wahrheit

Platon 2: Nach oben

Peter Weirs Film »The Truman Show« macht aus Platons Höhle einen riesigen, aussengesteuerten Kuppelbau, in dessen Innerem das Leben des Protagonisten für einen TV-Sender als *reality show* inszeniert wird. In den Gewohnheiten des Alltags begegnen kleine Widersprüche, die Truman Burbank zunehmend misstrauisch machen.²³ Die Scheinwelt, welche ihn umgibt, muss er in einem dramatischen Ausbruch überwinden, um dann vor seinem »Schöpfer« namens *Christof* zu stehen. P. Weir hat eine Frage beantwortet, die in Platons »Politeia« ungeklärt bleibt: Wer hat den Höhlenaufenthalt – und zu welchem Zweck – arrangiert? Das Leben des »wahren Menschen« ist die Täuschung durch einen Showmaster, an dem vorbei der Weg ins *echte* Leben führt. Der Film erweckt nicht den Eindruck, dieser Weg sei einfach zu gehen. Gewaltsam wird Truman am Aufstieg gehindert, lebensgefährlich ist die Durchkreuzung der Barriere. Von einem gedeihlichen Übergang kann keine Rede sein. Insofern passt die Geschichte gut zum Vorbild bei Platon, in dem ein von Fesseln befreiter Höhlenbewohner »mit Gewalt« (βία), unter Schmerzen und Empörung, nach oben gezerrt wird (Politeia 515e)²⁴. Das provokante Auftreten Sokrates' ist in eine Parabel gefasst. Michael Erler skizziert die Bedingungen der »Umwendung« (περιπτώσις)

An keiner Stelle ist die Rede davon, daß sich der Mensch durch Eigeninitiative, durch Suche oder bloße Selbsterkenntnis selbst befreien kann. Vielmehr weigern sich die Menschen, von der gewohnten Sichtweise Abschied zu nehmen. Sie bedürfen also eines Anstoßes von außen, der ihnen hilft, sich von liebgewordenen Vorstellungen zu befreien. Diese Hilfeleistung zu geben, ist freilich mühsam und nicht ungefährlich. Denn die Hilfe bedeutet Desillusionierung ...[ERLER(2006)] S.92f

Im Bild der Höhle liegt, dass das Sonnenlicht schmerzt.

Hier weicht Peter Weir von Plato allerdings auf instruktive Weise ab. Truman wäre kein echter Zeitgenosse, wenn er den Weg nach oben nicht *selbst* erkämpfen würde. Er kommt der Täuschung auf die Spur und wirft sich faustisch ins Zeug, um der Sache auf den Grund zu kommen. Zwischen den beiden Verläufen besteht ein entscheidender Unterschied. Platons Episode im 7. Buch der Politeia ist eine Illustration der Thesen, die er im 5. Buch vorlegt. Dort werden die »Philosophen« von den »Schaulustigen« getrennt. Sie haben Einsicht in die »Formen«, weil sie die Fähigkeit zum eindeutigen Urteil in gesellschaftlichen Richtfragen besitzen. Das kann man als geistesgeschichtliche Leistung hervorheben. »...the Theory of Forms is the first systematic theory of abstract objects in the history of western thought.« ([PENNER(2006)], S.179) Es besteht jedoch kein Zweifel darüber, dass sich in dieser fachinternen Terminologie ein greifbarer Konflikt über den Zugang zu den höchsten Instanzen sozialer Sinngebung spiegelt.²⁵ Platon reklamiert für die Anhänger seiner Lehre kulturelle Deutungshoheit. Sie stoßen sich vom Durchschnitt ab und richten sich nach (den) Ideen. Es bedarf einiger Zwischenschritte, bevor diese Verletzung des Herkömmlichen, deren Irritationen im Höhlengleichnis festgehalten sind, zu einer gängigen Metapher der Aufklärung aus dunklen Anfangszuständen wird.

Volksfern

Die Orientierung an den abstrakten Vorbildern, die wir bisher nachgezeichnet haben, übergeht die Dramatik, die durch Sokrates und Plato ins Spiel gebracht wurde. »Was ist der Zwecke der Übung?« oder »Was ist dabei herausgekommen?« sind allgemeinverständliche Fragen, mit denen Gesprächspartnerinnen üblicherweise etwas anfangen können. Aus solchen Kontexten nahm Sokrates die Formel »Was ist ...?« und ergänzte »Tapferkeit«, »Frömmigkeit«, »Gerechtigkeit« (und andere Termini). Das zielte darauf, verbindliche gesellschaftliche Vorgaben für

diese umstrittenen Begriffe zu finden – und endete oft in der Ratlosigkeit. Plato bessert nach und versieht die sokratischen Fragen mit einer systematischen Adresse. Die »Formen« sind eine Antwort auf die tiefeschürfenden sokratischen Erkundigungen. Der historische Sokrates wirft solche Fragen auf; in seinen Büchern der mittleren Periode legt Platon der Sokrates-Figur entsprechende Auskünfte in den Mund. »Mir scheint nämlich, wenn irgend etwas anderes schön ist außer jenem selbst Schönen, es wegen gar nichts anderem schön sei, als weil es teilhabe an jenem Schönen, und ebenso sage ich von allem.« (Phaidon 100c) Aber so bruchlos lässt sich das nicht machen. Sokrates hat das Volk gegen sich aufgebracht. Timon Phleius, ein Skeptiker des 3. vorchristlichen Jahrhunderts, hat seine Provokation mit dem Verhalten des Sophisten Protagoras verglichen. Der äußerte Zweifel an der Existenz der Götter.

Das brachte ihm keinen
Nutzen, sondern er sann auf Flucht, um nicht
den kalten Trunk des Sokrates zu trinken und in den Hades zu sinken.
([DIELS/KRANZ(1961)], A 12 Timon Phleius, Sillen Fr 5 D)

Weder »die Schönheit«, noch »die Gerechtigkeit« haben das Todesurteil gegen den Provokateur verhindert. Aus diesen Feststellungen ergibt sich eine Problemlage, die in ein Zentrum der abendländischen Philosophie führt. Im Höhlen-gleichnis ist sie einprägsam demonstriert. Diese Parabel eignet sich gut zur Motivation für Aufsteiger, aus dem Dunkel zum Licht.²⁶ Genau betrachtet zeichnet sie jedoch einen Rahmen, der die entscheidenden Übergänge *nicht* plausibel macht, sondern bloß ihren systematischen Ort angibt. Platons Erzählung operiert auf zwei Schauplätzen. Der erste ist das Leben einer Gruppe von Personen. Es stellt den Fokus des Interesses dar, wie die Abläufe eines Spielfilms. Der zweite Schauplatz ist kunstvoll in ein Verhältnis dazu gesetzt.

Sieh nämlich Menschen wie in einer unterirdischen, höhlenartigen Wohnung, die einen gegen das Licht geöffneten Zugang längs der ganzen

Höhle hat. In dieser seien sie von Kindheit an gefesselt an Hals und Schenkeln, so daß sie auf demselben Fleck bleiben und auch nur nach vornhin sehen, den Kopf aber herumzudrehen der Fessel wegen nicht vermögend sind. Licht aber haben sie von einem Feuer, welches von oben und von ferneher hinter ihnen brennt. Zwischen dem Feuer und den Gefangenen geht obenher ein Weg, längs diesem sieh eine Mauer aufgeführt, wie die Schranken, welche die Gaukler vor den Zuschauern sich erbauten, über welche herüber sie ihre Kunststücke zeigen. (Politeia 514a)

Die Hörerin weiß von Anfang an, im Gegensatz zu den beschriebenen Personen, dass sie gefesselt sind und sich fern vom Tageslicht aufhalten. Die Konstruktion beginnt mit zwei divergenten Perspektiven. *Eingeweihte* Adressatinnen werden eingeladen, sich den Zustand *ahnungsloser* Protagonisten vorzustellen. Ein solches Szenario ist nicht besonders kompliziert, jede »hidden camera«- Episode spielt mit derartigen Überschneidungen. Aber *der weitere Ablauf* der Erzählung trägt eine beachtliche systematisch Last. Wie steht die Perspektive der Eingeweihten zu jener der Eingeschlossenen? Man kann dazu verschiedene Entwicklungen des Plots probieren. Aus der Sicht des Philosophen, der das Verhältnis der Formen zur Vielfalt erklären will, muss man es anders herum untersuchen. Welche Theorie der »Teilhabe« bildet sich in der story ab?

Die Antwort muss in der Sprache der Parabel dazu Stellung nehmen, wie die durch Wesenseinsicht ausgezeichneten Philosophen sich zum distanzierten Rest der Bevölkerung verhalten. Das heißt augenscheinlich: Wie treffen die Welt, von welcher die Zuhörerinnen wissen, und die Welt, in der die Charaktere der Erzählung leben (in der Erzählung selber), aufeinander. Der Punkt ist entscheidend; er markiert eine Art *Drehkreuz*, das den Übergang von der flachen Positivität einer Lebensform zur Tiefendimension bereitstellt, in welcher sie durch die narrative Voraussetzung erscheint. Simpel formuliert: die Eingeschlossenen müssen einen Weg nach oben finden. An dieser Stelle findet sich bei Platon ein Scharnier ohne inhaltliche Einkleidung.

Betrachte nun, fuhr ich fort, wie es bei ihrer Lösung von ihren Banden und bei der Heilung von ihrem Irrwahne hergehen würde, wenn solche ihnen wirklich zuteil würde. Wenn einer entfesselt und genötigt würde, plötzlich aufzustehen, den Hals umzudrehen, herumzugehen, in das Licht zu sehen, und wenn er bei allen diesen Handlungen Schmerzen empfände und wegen des Glanzgeflimmers vor seinen Augen nicht jene Dinge anschauen könnte, deren Schatten er vorhin zu sehen pflegte, was würde er wohl dazu sagen, wenn ihm jemand erklärte, daß er vorhin nur ein unwirkliches Schattenspiel gesehen, daß er jetzt aber dem wahren Sein schon näher sei und sich zu schon wirklicheren Gegenständen gewandt habe und daher nunmehr auch schon richtiger sehe? Und wenn man ihm dann nun auf jeden der vorüberwandernden wirklichen Gegenstände zeigen und ihn durch Fragen zur Antwort nötigen wollte, was er sei, glaubst du nicht, daß er ganz in Verwirrung geraten und die Meinung haben würde, die vorhin geschauten Schattengestalten hätten mehr Realität als die, welche er jetzt gezeigt bekomme? (Politeia 515c,d)

Die Story sagt nichts über die Initiatoren dieser Befreiung. Ganz allgemein fehlen Personen in der Welt des Lichts. An der »Truman Show« lässt sich die Merkwürdigkeit dieses Fehlens gut ablesen. In einem derartigen Sujet wird normalerweise auch erklärt, *wer* Menschen so einsperrt und *warum* es zur Entfesselung kommt. Nichts davon bei Platon. Wer die Höhlenbewohner gefesselt hat, wer sie freisetzt und warum das geschieht, bleibt unthematisiert. Es geht nicht darum, aus dem Bild mehr herauszupressen, als es leisten kann, aber die narrative Leerstelle steht für eine systematische Auslassung. Platon erzählt keine gut motivierte Geschichte darüber, wie und warum jemand aus dem Zustand der Befangenheit zur Erleuchtung wechselt. Das Erklärungsdefizit wird dadurch unterstrichen, dass die eben zitierte Passage mit der Aufforderung eingeleitet wird, sich vorzustellen »wie es wäre, wenn ihnen natürlich (φύσεται) das Folgende widerführe« (Politeia 515c). Man soll sich vorstellen, wie sich Menschen verhalten würden, die Zeit ihres Lebens in den dargestellten Verhältnissen einigermaßen zufrieden waren. Sie würden sicherlich – das beschreibt Platon überzeugend – lautstark protestieren, wenn sie aus ihrer gewohnten Umgebung gerissen

würden. Die Verständigungsschwierigkeit kommt im nächsten Schritt. Es ist schwer nachvollziehbar, wie sie ohne Ansprechpartnerin und ohne jede soziale Einbettung zur Einsicht kämen, die Erdoberfläche wäre der bessere Aufenthaltsplatz. Von welchen Lebensformen sollten sie berichten, wenn sie zurück in die Höhle stiegen? In der Parabel *gibt* es nur die Lebensform der Eingeschlossenen. Die Oberwelt ist asozial. »Natürlicherweise« würden sich die Höhlenbewohnerinnen wehren, aber sie würden nicht in dieser Weise selbstverständlich die Welt des Tages kennenlernen und anerkennen können.

Auskuppeln, Einkuppeln

Diese Anmerkungen zur Akzentverteilung des Gleichnisses korrespondieren mit der theoretisch-argumentativen Einführung der »Formen«, die im vorigen Abschnitt diskutiert wurde. In ihr lassen die Philosophinnen die Schaulustigen hinter sich und richten sich auf »Wahrheit«. Auch das ist in dem Sinn eine *asoziale* Einstellung, dass sie aus allen Handlungskontexten herausgehoben und regulativ über die Lebensführung der gesamten Gemeinschaft gestellt wird. Der darin angelegte Qualitätssprung ist im Höhlengleichnis gespiegelt, das ist die Pointe der περὶ ἀγωγή. All diese Beobachtungen steuern auf eine entscheidende Bruchstelle zu. Wir sind aufgefordert, das Verhalten einer Versuchsgruppe nachzuvollziehen – und gleichzeitig »wissen« wir, dass sich diese Gruppe in einer Situation befindet, die qualitativ anders zu bewerten ist, als ihre Mitglieder in der Lage sind. Das liegt einfach in der Logik des Bildes. *Wodurch ändert sich die Einschätzung der »Insassen«?* Das Bild gibt keine Ansatzpunkte. Die ganze »Überzeugungsarbeit« leistet die Voraussetzung der Bilderzählung selbst. Es ist klar: *wenn* das Höhlenbewohnerinnen sind, dann werden sie (unter Umständen) die Umformung mitmachen. Aber das ist – von der Einstimmung in ihre Lebensumstände her gesehen – unplausibel. Der *Rahmen* der Erzählung, die Vorgabe einer Qualitätsdifferenz, nicht der Erzählungsverlauf, bestimmt den Duktus. *Dass* es eine

Höhle ist, bzw. dass es Formen gibt, polarisiert das Feld und definiert die Möglichkeit und Attraktivität des Aufstiegs. Diese konstitutiven Momente des Bildes kaschieren das Motivationsdefizit, das festzustellen ist, wenn man nur auf die Ausgangslage achtet und dessen Existenz Platon freimütig zugibt:

Aber wenn er nun, während sein Blick noch verdunkelt wäre, wiederum im Erraten jener Schattenwelt mit jenen ewig Gefangenen wetteifern sollte, und zwar ehe seine Augen wieder zurechtgekommen wären, und die zu dieser Gewöhnung erforderliche Zeit dürfte nicht ganz klein sein, würde er da nicht ein Gelächter veranlassen, und würde es nicht von ihm heißen, weil er hinaufgegangen wäre, sei er mit verdorbenen Augen zurückgekommen, und es sei nicht der Mühe wert, nur den Versuch zu machen, hinaufzugehen? Und wenn er sich gar erst unterstände, sie zu entfesseln und hinaufzuführen, würden sie ihn nicht ermorden, wenn sie ihn in die Hände bekommen und ermorden könnten? (Politeia 516e ff.)

Mit dieser Bemerkung endet die Bilderzählung. Zwei Schlußfolgerungen drängen sich auf. Erstens beruht ihre Anleitung auf der Verschaltung zweier Betrachtungsweisen auf ungleichem Niveau. Personen, die es nicht besser wissen können, werden dazu getreten, in eine Welt zu wechseln, die Besserwisser für sie vorgesehen haben. Zweitens bleibt die treibende Kraft in diesem Vorgang anonym und dennoch ist ersichtlich, dass es sich um die sublimierte Fassung eines realgeschichtlichen Zwischenfalls handelt. Die Person, die der verunglückten Aufklärungsaktion zum Opfer fällt, ist Sokrates. An beide Gesichtspunkte ist im Hinblick auf die Wirkungsgeschichte der Parabel anzuknüpfen. Eingeführt wird der Zweck ganz klar: die Erzählung dient zur Verständigung über die *παιδεία*, sagen wir Bildung. Sie ist von außen induziert. Sie ist nicht ohne Verletzung des Gebräuchlichen zu erreichen und überwindet die Bedenklichkeit der Gewaltanwendung durch den Hinweis, diese Verletzung sei eine Befreiung. Die Konstruktion ist erfolgreich, sofern es gelingt, ein Kupplungsmanöver durchzuführen: auskuppeln aus einem Zustand und Wechsel auf ein höheres Niveau. Solche Vorgänge sind nicht geheimnisvoll, sie sind weit verbreitet. Darin besteht

Lernen. Als Besonderheit der platonischen Version ist allerdings festzuhalten, dass es sich um ein speziell angesetztes Lernen handelt. Der Zielpunkt ist ein Ideal, dessen Wirksamkeit die Ausgangsposition konstitutiv abwertet.²⁷ Seither funktionieren Ideale oft auf diese Weise: ihre Effektivität hängt an der Abwertung bestimmter Umstände, die damit auf eine Stufe gedrückt werden, von der aus sie gerade nach Idealen zu verlangen scheinen.²⁸

Lernen besteht darin, einen dem *status quo* überlegenen Kontext anzuerkennen und in diese Position zu wechseln. Insofern ist Lernen, ganz abgesehen vom *Lern*fortschritt, ein Fortschritt. Platon hat diesen Umstand präzise getroffen und ist damit zu einem Begründer der pädagogischen Theorie geworden. Gleichzeitig mit dieser allgemeinen Charakteristik hat er eine Betrachtungsweise eingeführt, die durch gewöhnliche Lernprozesse nicht gedeckt ist, nämlich die globale Erschütterung eines Normalzustandes. Die scheinbar harmlose verbale Strategie der *Was ist*-Frage ist – im Verständnis der Philosophinnen – Auslöser eines elementaren Umdenkens und dieser Berufsstand fühlt sich seither besonders betroffen, wenn es um »Bildung« geht. Er wird von Platon zur Agentur der Weltverbesserung gemacht. Platon sieht vor: eine Rahmenerzählung, eine Ausgangslage und einen anonymen Agenten, der die Vorgaben der Rahmenerzählung *in* der Diegese umsetzt. Worin genau besteht die systematische Rolle dieses Akteurs?

Die einfachste Antwort wäre der Verweis auf Sokrates. Er war ein Mensch, der neue Standards eingeführt hat. Eben die Aussicht auf die Welt der Ideale, welche die Voraussetzung der Erzählung darstellt, und die ein Akteur in der Parabel zur Geltung bringt. Immerhin ist die Formulierung der Parabel selbst ein Beitrag zur Tradition, die Sokrates angestoßen hat. Die Vermittlung zwischen dem Rahmen und dem Gesinnungswandel demonstriert die Gefolgschaft dieses einzigartigen Meisters. Paradigmenwechsel zeigen eine solche Struktur.²⁹ Aber bei Platon geht es um die Prinzipien der Welterfassung *überhaupt*. Und er sagt *nicht*, dass Sokrates sie erfasst hätte. Er lässt ihn aus dem Gleichnis draussen.

Seine *παιδεία* ist entpersonalisiert. Ihre Struktur kann unter wechselnden Umgebungsbedingungen verschieden besetzt werden. Eine Umbesetzung, die für den historischen Verlauf zentral geworden ist, war die Substitution von Sokrates durch Christus. Kulturgechichtlich gesehen war es ein Zufall, dass die griechisch-römische Welt auf die Herausforderung des Christentums traf. Daraus ist jedoch eine hochwirksame, langfristig effektive, Hybridkonstruktion entstanden.

Die Wirkung Platons bestand, wie die folgenden Jahrhunderte zeigen, in der Ausbildung einer Schultradition, in welcher Individuen zum Umgang mit den Einsichten gebracht wurden, die der Schulgründer vorgezeichnet hatte. Philosophie bedurfte, so betrachtet, einer Initiation. Sie zielte auf ein im Dienst »höherer« Werte separiertes Leben. Der qualitative Schwenk, der im Höhlengleichnis vorgebildet ist, erhebt das Individuum aus der Verstrickung in die Welt der Sinne. Die Offenbarungsreligion operiert mit einem »Retter«, der sich *nicht* an den theoretisch interessierten Ausschnitt der Bevölkerung richtet. Sie verkündet einen Paradigmenwechsel für alle und sie benennt die handelnde Person dieser Umwendung eindeutig. Das Kerygma Jesu Christi konnte in die Bildvorgabe Platons eingepasst werden. Der jüdische Himmel ließ sich mit den Ideen-Reich vereinbaren und das erzeugte einen starken Synergieeffekt: Gottes Sohn als Erlöser übernahm die Funktion der Befreiung von den Fesseln, die sich für die griechische Tradition in der Konversion zur Philosophie ereignet. Es war das ganze Volk, nicht die intellektuelle Elite, das sich in das platonische Schema versetzt sah. Pierre Hadot hat eingehend beschrieben, wie sich die »geistigen Übungen« des antiken Heidentums in Praktiken des Christentums verwandelten [HADOT(2002)].

Dieser »Platon christianus« [IVÁNKA(1990)] verbindet die Erzählung einer persönlichen Erleuchtung mit einer weltgeschichtlichen Rettungsmission. Die Höhlenbewohner sind Gefangene der Erbsünde, der Mann, der sie befreit, ist von Gott gesandt, um ihnen den Horizont zu eröffnen, den sie benötigen, um sich überhaupt nach oben orientieren zu können. Hier liegt ein entscheidender Unterschied zwischen der anonymen platonischen

Freisetzung und der christlichen Transposition. Sokrates war sozusagen ein Prophet, er sprach nicht mit der Autorität »des Vaters«. Die Einzigartigkeit des christlichen Anspruchs liegt darin, dass »Gottes Sohn« gleichzeitig zwei Rollen spielt. Er ist autorisierter Vertreter jener Macht, die den ganzen Rahmen bestimmt; jener Globalperspektive, welche der »gefallenen Menschheit« die Chance des Aufstiegs gibt. *Und* er ist »Mensch geworden«, d.h. er gehört auch zu den Insassen »der Höhle«, denen er vorzeigt, dass sie im Prinzip – er hat als Gottessohn die Pforten geöffnet – die obere Welt erreichen können. In zahllosen Unterweisungen wurde diese Dynamik der Annäherung an Gott theologisch fundiert und moralisch ausformuliert. Gerahmt von der großen Erzählung »Vom Sündenfall zum Weltgericht« wurden durch die Jahrhunderte die Aufstiegschancen der Bevölkerung spiritualisiert. Das Christentum hat aus einer Perspektive, welche ausgesuchten Gedankenkünstlern vorbehalten war, eine Vorzeichnung für alle Welt gemacht.

Hegel: In Richtung Bildungskatastrophe

Der Sprung über mehr als zwei Jahrtausende, von Platon zu Hegel, ist philosophiegeschichtlich offenbar zu weit. Er lässt sich dennoch – eingeschränkt auf unser Thema – durch eine systematische Parallelie rechtfertigen. Wolfgang Wieland hat ausgeführt, dass der innere Aufbau von Hegels »Phänomenologie des Geistes« die platonische Dialogstruktur aufnimmt.³⁰ Auf der einen Seite befindet sich das »Alltagsbewusstsein« mit seinen Vormeinungen und Gewissheiten, auf der anderen eine fragende Stimme, die Unruhe des philosophischen Impulses, welche den Alltag in Schwierigkeiten bringt. Diese Spannung teilt Hegel mit der Tradition der Antike, des Mittelalters und der auf Wissensbegründung ausgerichteten Erkenntnisdisziplin der Neuzeit. Er fügt jedoch ein Motiv hinzu, das dem Arrangement eine wirksame neue Gestalt gibt. Platons anonymer Befreier war in der Offenbarungsreligion als menschgewordener Gott gedeutet worden. Die Lehre von der Inkarnation buchstabiert (populär) die Niveau-Über-

blendung aus, die schon im Höhlengleichnis angelegt ist. Sie gibt Antwort auf die Frage, wie die Perspektive der Gefesselten und die Perspektive, durch welche die Erzählung uns eine Gruppe von Menschen *als* Gefesselte vor Augen führt, zusammenpassen. Und weiters auf die Frage, wie man von einer auf die andere Seite kommt. Der Aufstieg zur Sonne heißt Erlösung. Das setzt Hegel voraus und modifiziert es tiefgreifend.

»Phänomenologie« des Geistes heißt das Buch, weil sich in ihm die geistigen Gehalte der abendländischen Tradition quasi von selber zeigen sollen. Sie entfalten sich in einem »Gespräch« nach sokratischem Vorbild. Das Alltagsbewusstsein ist der unbefangene Partner – wer ist sein Kontrahent? Wir kennen die Schwierigkeiten, dessen Außenposition zu platzieren. Zwischen den »Schaulustigen« und den Philosophen, den Irdischen und den Überirdischen klafft eine Lücke. Hegel beginnt mit einer dramatischen Enteignung der übergeordneten Welt.

Das Wissen, welches zuerst oder unmittelbar unser Gegenstand ist, kann kein anderes sein als dasjenige, welches selbst unmittelbares Wissen, Wissen des Unmittelbaren oder Seienden ist. Wir haben uns ebenso unmittelbar oder aufnehmend zu verhalten, also nichts an ihm, wie es sich darbietet, zu verändern und von dem Auffassen das Begreifen abzuhalten.
[HEGEL(1986)], S.82

Die Externalität der Philosophie wird auf ein Minimum zurückgefahren. Sie besteht nurmehr darin, *dass* es sie gibt, abgesehen davon hat sie keine Eigenart. In religiöser Redeweise paraphrasiert: es ist wie Jesus von Nazareth als Kind, welches keine Ahnung davon hat, dass es nicht von dieser Welt ist. Diese Verflachung der Philosophie zur unmittelbaren Registrierung der (kognitiven) Vorgänge, welche sie umgeben, gewinnt dem platonisch-christlichen Schema eine moderne Lesart ab. Sie erzeugt einen fugenlos kontinuierlichen Aufklärungs- und Entwicklungsprozess, welcher die Einwirkungen von außen internalisiert hat. Die Weltgeschichte wird zum pädagogischen Universalentwurf. Und sie enthält zweitens – konstruktionsbedingt – unweigerlich einen blinden Fleck, nämlich die *Setzung* der Philosophie als bloß

taktisch unbedarfter Gesprächspartnerin. Hegel will beides, vor-
aussetzungslos anfangen und daraus ein umfassendes System ent-
wickeln.

Persönlichkeitsentwicklung?

Die programmatischen Sentenzen, mit denen der Philosoph den Bogen der Bildung über die europäische Geschichte spannt und die entschiedenen Anleihen, die er bei der Kenosis-Theologie nimmt, um die Kluft zwischen Diesseits und Jenseits in einen dialektischen Stufenbau zu transformieren, sind oft zitiert worden.³¹ Sie eignen sich dazu, Hegel als Kulmination des Bildungsideals zu verstehen, der dem Bürgertum des 19. Jahrhunderts eine Fortschrittstheorie angeboten hat, deren Dynamik Brüche einschließt und vermittelnd überwindet. Entscheidend ist in dieser Version der Befreiungsgeschichte, dass es sich nicht um göttliche Intervention, sondern um die elementar ansetzende Selbst-
entwicklung des Menschen in diese Dimension handelt, sozusagen um ein voraussetzungsloses »boot up«. Die Zuversicht der Aufklärung liegt darin, dass der Aufstieg ohne Vormund stattfindet. Damit wird die platonische Fabel zum großen Entwurf des Zu-sich-Kommens des Geistes ausgebaut und in weiterer Folge zur Einrichtung des geschichtsmächtigen Zusammenhangs, den der »Humanismus« des 19. Jahrhunderts mit der Antike herstellt. Hegel entwirft eine imposante Totale, dennoch kann er die systematische Vorausannahme nicht zum Verschwinden bringen. Zum platonischen Szenario gehört ein Blickpunkt, *von dem aus* eine Lebensweise als hilfsbedürftig beurteilt wird. Es reicht nicht aus, der Philosophie strikte Rezeptivität vorzuschreiben. Solang sie eine qualitative Spannung gegenüber dem beobachteten Geschehen aufbaut – und anders ist sie in diesem Kontext nicht Philosophie – hat sie die Rolle des Vormunds übernommen. So vereinbart Hegel die Ablehnung der Fremdbestimmung und das Erfordernis einer gezielten Entwicklung: der qualitative Vorsprung der Philosophie ist inhaltlich unbestimmt, er ist nicht mehr, als die Bereitschaft zuzuhören. *Und* der beobachtete

Alltagsverstand findet seinen Weg zur Selbstkritik und zum Aufstieg eigenständig. Dorthin, wo die Philosophie wartet, kommt er aus Eigenem, sonst wäre er fremdbestimmt. Das wirft natürlich die Frage auf, auf Grund welcher Notwendigkeit sich diese Ansätze bis zum »absoluten Wissen« fortentwickeln. Die Intuition, welche Hegel in den platonischen Verlauf eingebaut hat, ist attraktiv und gerne aufgenommen worden. Sie besteht darin, dass man sich für die persönliche Entwicklung einen eigenständlich rekursiven Verlauf wünscht: die Ziele, die einer Person vor Augen stehen, sollen schon *ihre* Ziele sein; sie ist im Einklang damit, was sie werden will und hat – im Erfolg – *sich* gefunden. Das heißt, ihr mitgebrachtes Potenzial ausgebaut. Diese Beschreibung gründet auf dem Formalismus des »Selbst« im deutschen Idealismus. Er hat »das Ich« mittels einer Struktur gedeutet, welche das Verhältnis eines tätigen Ich zu einer zweiten, mobilisierbaren, Ich-Komponente als dynamische Höherentwicklung begreift. Wir sind die Gefesselten so wie die Befreier. Die Konzeption hat viel Erfolg (gehabt). Die bereits im Höhlengleichnis angelegte Un-Stimmigkeit bleibt jedoch auch in der modernen Form erhalten. Wieso gibt es in dieser Höhle nur den einen Ausgang? Wieso handelt es sich nicht um ein Terrain mit mehreren möglichen Orientierungen? Woher die Zwangsbeglückung, wo Platon selber damit rechnet, dass sie unerwünscht sein kann? Im Blick auf die Persönlichkeitsentwicklung gefragt: Worin besteht und wodurch legitimiert sich das darin operative Weltsystem? Nur wenn ideale Inhalte in diesen Prozess *eingehen*, können sie am Ende von den Aufsteigerinnen erreicht werden.

Wo steht z.B. geschrieben, dass es unzulässig sei, das eigene Leben an den von Gott in der Bibel niedergelegten Eckpunkten zu orientieren? Es geht nicht darum, ob es zeitgemäß oder wissenschaftlich vertretbar ist – das liegt außerhalb der Philosophie. Mit welchen Instrumentarien soll ein derart gläubiger Mensch zur »Überwindung« seiner »Blindheit« gebracht werden? Die offizielle Antwort lautet: strikt durch immanente gedankliche Entwicklung, insbesondere durch die dialektische Methode. Die hatte allerdings, so war zu sehen, ohne vorausgesetzte Ideen zahl-

reiche Aporien produziert. Die Abqualifikation der Religion ergibt sich nicht ohne eine keineswegs neutrale Orientierung an modernen Vernunftvorgaben. Hegel ist, bei Bedarf, im Umgang mit »Dogmatismen« ([HEGEL(1986)], S.53) und »Eitelkeiten« ([HEGEL(1986)], S.75) ganz ungeniert. Vom bloßen Zuhören ist in Passagen wie dieser nichts zu merken:

In Ansehung der eigentlichen Philosophie sehen wir für den langen Weg der Bildung, für die ebenso reiche als tiefe Bewegung, durch die der Geist zum Wissen gelangt, die unmittelbare Offenbarung des Göttlichen und den gesunden Menschenverstand, der sich weder mit anderem Wissen noch mit dem eigentlichen Philosophieren bemüht und gebildet hat, sich unmittelbar als ein vollkommenes Äquivalent und so gutes Surrogat ansehen, als etwa die Zichorie ein Surrogat des Kaffees zu sein gerühmt wird. [HEGEL(1986)], S.63

Als Schlagzeile heißt das: christliche Fundamentalisten und die öffentliche Meinung setzen sich heute an die Stelle fundierten, mühsam erworbenen Wissens. Die Distanzierung von der »schau-lustigen Menge« ist aus solchen methodisch wirksamen Polemiken nicht wegzudenken. Hegels hochraffinierten systematischen Operationen, in denen die eben skizzierten Grundzüge der Subjektivität nicht bloß das Thema, sondern dazu auch die methodologische Inspiration sind, verfolgen wir hier nicht. Stattdessen soll ein Blick auf die Detailarbeit geworfen werden, die er in jenem Kapitel der »Phänomenologie des Geistes« vorlegt, das explizit von Bildung handelt.

Formversessen

In der Vorrede und Einleitung des Buches wird die Gestalt der Philosophie im Ganzen als Bildungsprozess dargestellt. Doch Hegel sagt auch, dass eine spezielle *Stufe* dieses Ablaufs unter dem Kennwort »Bildung« steht. Aus heutiger Sicht denkt man leicht an das 19. Jahrhundert, das humanistische Gymnasium und die Humboldtsche Universitätsreform, aber für Hegel, dessen

Absichtserklärungen gut zu diesen Assoziationen passen, liegt das Zeitalter der Bildung anderswo. Er verlegt es zwischen das Spätmittelalter und das *ancien régime*, also in die frühe Neuzeit. In seiner Erörterung geht es darum, dass das selbstbestimmte Subjekt sich nach dem Zerfall der mittelalterlichen Ordnung einer verwirrenden Vielfalt kultureller Impulse gegenüber sieht, die zwar von Menschen im Laufe der Geschichte hervorgebracht, nicht aber in ein konsistentes persönliches Ganzes integriert sind. Bildung hieße dann, wiederum von heute aus gesehen, die Aneignung dieser Diversität. Eine Person findet ihren Platz im Zusammenhang der Prioritäten einer Hochkultur. Diese Vorannahme *verfehlt* Hegels Absicht. Seine Einschätzung der Bildung ist kritischer, als die angedeutete idealisierende Homogenisierung. Er lässt ihre Bemühungen in einem konfusen Selbstverlust scheitern, deutlich bevor seine Entwicklung des Geistes in die entscheidende Phase eingetreten ist.³² Für den gegenwärtigen Umgang mit dem Thema ergibt sich daraus eine unerwartete Zeitverschiebung. Wir sind gewohnt, die Polemik gegen Bildung bei Nietzsche beginnen zu lassen und ihren Niedergang im 20. Jahrhundert zu diagnostizieren. In Hegels Geschichte ist das schon längst passiert. Danach bliebe für die Gegenwart nur die Frage, wie man sich von diesem seit längerem überholten Projekt verabschiedet.

Hegels Dekonstruktion der Bildung als Produkt des sich entfremdenden Geistes ist eine virtuose Attacke gegen die Kulturbeflissenheit, welche er der Pariser höfischen Gesellschaft vor dem Auftreten der Aufklärer unterstellt. Im Duktus der *Phänomenologie* liegt es, das »Bewusstsein« in vielfältigen Konstellationen mit der ihm äußerlichen Welt zu konfrontieren und aus diesem Widerspruch den Schwung zur Weiterentwicklung zu gewinnen. Unter dem Terminus »Bildung« hat Hegel eine präzis umrissene Instanz dieser Konfrontation im Blick. Es geht um eine unvermeidliche Bedingung jedes Lernens. Ein Individuum ist konsolidiert, sonst kann es nichts *dazulernen*. Und es ist unabgeschlossen, sonst kann es nichts *dazulernen*. Es richtet sich auf etwas, das es nicht besitzt; es will eine Qualität erreichen, zu der es zunächst nur ein äußerliches Verhältnis hat.

Lernwilligkeit ist: Überschreiten der Selbstgenügsamkeit einer Person, neugieriger Ausblick. Dieser Fremdfaktor ist anfangs eine Formalität. Die ersten nachgesprochenen Phrasen im Unterricht einer fremden Sprache sind kaum sachgerecht und peinlich für die Schülerinnen (m/w). Genau in der fremdinduzierten Bereicherung eines in sich schon vorher handlungsfähigen Individuum liegt aber auch die produktive Irritation des Lernens. Diese Figur ist eine Variante des platonischen Problemaufrisses. Zur Freisetzung des Potenzials einer Lebensweise bedarf es einer Intervention von außen. Hegel hat die grobe Skizze der *παιδεία* kunstvoll mit Beobachtungen zur kulturellen Praxis mit Sprache unterlegt. Er hat die Pädagogik damit einen entscheidenden Schritt weitergebracht. Sein Hinweis ist nämlich, dass die Distanz zwischen Belehrten und Lehrerinnen im Bereich der Sprache nicht prinzipiell gilt. Jede Person, die »ich« sagen kann, ist damit in ein Verständigungsmedium eingetreten, das sie nicht hervorbringt und nicht dominiert, das aber umgekehrt jener Selbst-Entäußerung bedarf, um lebendige Mitteilung sein zu können.

...in ihr (sc. der Sprache) tritt die *für sich seiende Einzelheit* des Selbstbewußtseins als solche in die Existenz, so daß sie *für andere* ist.
[HEGEL(1986)], S.376

Eine Person kommt »nicht an sich heran«, wenn sie sich nicht der Ähnlichkeit diverser phonologischer und grammatischer Vorgaben bedient. In dieser Betrachtungsweise ist es ein Irrtum, die Sache so darzustellen, als müßte »ein Subjekt«, womöglich auf schwierigen Wegen, »zur Sprache kommen«. Es hat sich immer schon, anders könnte es nicht bestehen, mitgeteilt. Die Höhlenbewohnerinnen haben vorweg einen Platz in einer Welt des Untergrunds *und* des Tageslichtes.

Weil Menschen sprechen sind sie fähig, Einschränkungen ihres Wissens und ihrer Lebensführung aus Eigenem zu überwinden. Sie brauchen dazu nicht erlöst zu werden, das ist die säkulare Botschaft der Emanzipation. Damit ist allerdings noch nicht geklärt, wie diese Transzendenz im Detail bewerkstelligt wird. Was unterscheidet eine Lehrerin (die Philosophie) von einem

deus ex machina? Die Differenz muss darin liegen, dass dieser »Gott« Personen einfach in einen anderen Zustand versetzt, während jene sie dorthin bringt, wo sie selbst hinwollen und damit kehrt die Frage der Zielperspektive zurück. Wie werden Personen auf den rechten Weg gesetzt? Auch in der aufklärerischen Variante der platonischen Fabel ist ein Gefälle zwischen Ausgangspunkt und Soll-Zustand angelegt. Es ist bezeichnend, dass Hegel an jener Stelle, an der er Sprache als die unhintergehbare Verbindung der beiden Welten beschreibt, eine Kategorie Platons ins Spiel bringt. In einem für ihn typischen, begrifflich brillianten, dialektischen Kunststück fokussiert er »...Sprache, welche hier in ihrer eigentümlichen Bedeutung auftritt.« (a.a.O.). Sie kann zur Steuerung des menschlichen Verhaltens dienen und erscheint im Normalgebrauch als Manifestation bestehender Umstände. Im Bildungskapitel erhält sie eine neue Qualifikation:

In der Welt der Sittlichkeit *Gesetz* und *Befehl*, in der Welt der Wirklichkeit erst Rat, hat sie das *Wesen* zum Inhalte und ist dessen Form; hier aber erhält sie die Form, welche sie ist, selbst zum Inhalte und gilt als *Sprache*; es ist die Kraft des Sprechens als eines solchen, welche das ausführt, was auszuführen ist. (a.a.O.)

Um diese in Kürzeln formulierte Problemstellung zu erläutern, ist der Hinweis auf einen methodologischen Eckpunkt Hegels zweckmäßig.

Er spricht in der »Vorrede« von der Selbstbezogenheit Gottes, der völlig mit sich selbst im Einklang sei – und dennoch: »Aber dies *Ansich* ist die abstrakte Allgemeinheit, in welcher von seiner Natur, für sich zu sein, und damit überhaupt von der Selbstbewegung der Form abgesehen wird.« [HEGEL(1986)], S.24 Das »Spiel der Liebe mit sich selbst« (a.a.O.) ist ein Vorgang, an dem *Inhalt* und *Form* zu unterscheiden sind, sonst fehlt die Spannung. Selbst und gerade wenn gesagt wird, dass beides in Gott zusammenfällt (»Er ist nichts anderes, als seine Formgebung.«) muss diese Einheit sukzessive ausbuchstabiert werden.

...so ist es eben darum ein Mißverständ, zu meinen, daß das Erkennen sich mit dem Ansich oder dem Wesen begnügen, die Form aber ersparen könne, – daß der absolute Grundsatz oder die absolute Anschauung die Ausführung des ersteren oder die Entwicklung der anderen entbehrlich mache. (a.a.O.)

Das ist als Theologoumenon präsentiert, gilt aber für Hegels System generell: nirgends reicht ein vorgefundener Inhalt, immer muss er daraufhin untersucht werden, wie er sich *ausdrückt*, d.h. wie er den Betrachterinnen als Form erscheint. Von hier aus kann die Rolle der Sprache im kulturellen Leben verdeutlicht werden. Sie *ist* nach Hegel eine Form des Geistes. In ihr treten uns seine Errungenschaften gegenüber. Und an der aktuellen Stelle der *Phänomenologie* übernimmt die Sprache eben jene Rolle, die in der Vorrede für Gott angenommen wurde:

...hier aber erhält sie die Form, welche sie ist, selbst zum Inhalte und gilt als *Sprache*; es ist die Kraft des Sprechens als eines solchen, welche das ausführt, was auszuführen ist. [HEGEL(1986)], S. 376

Plausibel ist an diese Deutung: Sprache ist nicht nur ein *Produkt*, sie ist zugleich *Produktion*, das macht gerade ihre pädagogische Vermittlungsrolle aus. Aber man kann auch technischer hinsehen. Sprache ist Form *als* Inhalt, Inhalt als Form. Das klingt nach Spielerei, paßt jedoch gut zu Intuitionen über Bildung. Wir sind, nach dem Exkurs zu Hegels Methodologie, zurück bei seinem Beitrag zum »entfremdeten Geist«. Thomas Auinger hat die (überraschende) Diagnose in einem Titel prägnant zusammengefasst: »Bildung als Betrug und Selbstbetrug« [AUINGER(2007)]. Worum es in Hegels Dekonstruktion dieses Begriffes geht, kann man in der Form-Inhalt-Terminologie – eingepasst in den dialektischen Antagonismus – bündig zusammenfassen. Die Sprache »transportiert« Inhalte, welche den Sprechenden zunächst bloß formal gegenüberstehen. Sie versuchen, sich diese Vorgaben anzueignen, doch dabei stoßen sie auf eine systematische Schwierigkeit. Als Anspruch, d.h. als Aufforderung zur Sozialisation in die Überlieferung einer gegebenen Gesellschaft, sind

und bleiben diese Vorgaben formal. »Bildung« steht (zumindest primär) nicht für die produktive Auseinandersetzung, sondern für die akkomodierende Anpassung an die Tradition. Sie prägt der Person eine bleibende Formalität auf, die sie auf das bereits erreichte Niveau der kulturellen Entwicklung zurückverpflichtet. Hegel, der dem Motiv des inkludierenden Bewahrens der Überlieferung keineswegs abgeneigt ist, ist dennoch kritisch gegenüber einem Begriff, der einen *Zustand* nennt, der zu erreichen und tunlichst nicht zu verlassen ist. *Avant la lettre* wäre das »der Bildungsbürger«. Über das Leben Gottes sagt er »...diese Idee sinkt zur Erbaulichkeit und selbst zur Fadheit herab, wenn der Ernst, der Schmerz, die Geduld und Arbeit des Negativen darin fehlt.« [HEGEL(1986)] S.24. Entschiedene Negativität gehört nicht zu den Charakteristika der Kulturlandschaft.

Bildung ist das Erlernen einer Form *als Form*, ohne dass sie den Härtestest des Subjekts durchlaufen hat, das sie in seinem ungehobelten Zustand disqualifiziert. Thomas Aninger resümiert:

Die Pointe besteht nun darin, dass es (sc. das Bewusstsein) die unbedingte Geltung seines Selbst gerade dann am stärksten für sich begreift und fühlt, wenn es sich seines ursprünglichen Selbst entäußert, also einen Bildungsakt setzt, der für uns als Betrug an seinem ersten bzw. natürlichen Selbstverständnis erscheint. [AUINGER(2007)] S.8³³

Die Konstellation ist subtil. Der Kritikpunkt liegt darin, dass im gebildeten Verhalten der gelehrigen Person die Übernahme der Formalitäten als eigene Leistung zugeschrieben wird, wie die Beherrschung eines Bewegungsablaufes, der künstlich ausgetüftelt wurde. Solange es Bildung ist, so lautet der Vorwurf, verliert es den Charakter der Trophäe nicht. Es ist ein Unterschied zwischen dem Konsum eines Theaterstücks »weil es sich gehört« und seiner Verwendung in Eigenregie. Wer nachsichtig auf derartige Verschiebungen schaut, kann gegen Hegel einwenden, dass sie genau den Lernprozess darstellen, in welchem eine Person ihr Verständnis erweitert und vertieft. Doch der Text vertritt eine harte Linie. Er lässt nicht zu, dass sich eine solche Vermittlung unter dem Terminus »Bildung« entwickelt. In unerbittlich expli-

ziten Passagen besteht Hegel darauf, dass Bildung ein Zustand innerer Diskrepanz sei: »Die Sprache der Zerrissenheit aber ist die vollkommene Sprache und der wahre existierende Geist dieser ganzen Welt der Bildung.« [HEGEL(1986)] S.384

Hegel denkt an das sogenannte »geistreiche« Verhalten. Wer es beherrscht, hat gelernt, sich der verfügbaren Ergebnisse der Kulturgeschichte zu bedienen, als ob sie ihm gehörten. Er verfolgt mit fremden Worten seine eigenen Absichten und verfehlt damit den Kampf zwischen den Generationen, welcher die Entwicklung weiter treibt. Vergleichbar ist ein Spiegelkabinett. »Der Inhalt der Rede des Geistes von und über sich selbst ist also die Verkehrung aller Begriffe und Realitäten, der allgemeine Betrug seiner selbst und der anderen; und die Schamlosigkeit, diesen Betrug zu sagen, ist eben darum die größte Wahrheit.« [HEGEL(1986)], S.386f. Bildung ist, so gesehen, geradezu das Scheitern eines Lernprozesses. Der Intellektuellen, die sich im kulturellen Habitus wiedererkennt, gelingt es nicht, den Echoeffekt zu überwinden, der darin liegt, dass ihre Worte geborgt sind und authentisch wirken sollen.

Hegel wählt den dialektischen Notausgang, nach dem die höchste Gefahr das Rettende induziert. Die Dekonstruktion des Bildungsbegriffes bleibt eine Episode im Fortgang seiner geistigen Formen. Sie passte nicht in den Duktus des 19. Jahrhunderts und wurde kaum rezipiert. Stattdessen verbreitete sich eine verschärfte Fassung des Begriffs, in welcher der Akzent auf der Lernentwicklung lag und die irritierende Doppelzüngigkeit keine Rolle spielte. Als Nietzsche dann den Bildungsbegriff attackierte³⁴, geschah das mit einer Gewaltsamkeit, die Hegel noch in den Entwicklungsgang seiner Geistesformen einbeziehen wollte. Für das 20. Jahrhundert ist dadurch eine zwiespältige Vorgabe entstanden. In der auf Hegels Überschriften zurückgreifenden, programmatischen Fassung des Bildungsbegriffes wurde die wohlgeordnete Chancenauswertung der Kulturvölker proklamiert. Davon hat sich andererseits die Zerstörungskraft, die in schöpferischen Aktionen auftritt, abgespalten. Im ersten Abschnitt habe ich ohne historische Zwischenstufen eine Strukturanalogie zwischen Plato und dem frühen Wittgenstein dargestellt. Der zweite

Durchgang von Plato aus zur Gegenwart führt zu einem Philosophen, der explizit bei Platons Pädagogik anknüpft.

Heidegger 1: »Die Tatsachen gehören alle nur zur Aufgabe« (T 6.4321)

Die Bemerkungen zu Hegel haben ein kleines Segment aus dessen komplexen Ableitungen herausgeschnitten und in ein Verhältnis zum zeitgenössischen Verständnis von Bildung gesetzt. Die Erfolgsgeschichte dieses Leitbildes und sein Verlassen im Zeitalter des europäischen Faschismus sind davon weit entfernt. Dennoch lassen sich Hegels Ausführungen als Hintergrund zum Umgang mit dem Bildungsgedanken im 20. Jahrhundert nutzen, gerade weil sie dieses Thema sowohl hervorheben, als auch dekonstruieren. Sie enthalten einen wirksamen Anstoß für pädagogischen Fortschritt und kritisieren eine Ausprägung scharf. Damit korrelieren sie mit *beiden* philosophischen Tendenzen der Kriegs- und Nachkriegszeit in Deutschland: der Absage an das Bildungsideal im Gefolge der Heideggerschen Platonlektüre *und* der Bewegung gegen diese Absage, zu der die Frankfurter Schule auf Hegel (und Marx) zurückgriff. Die zwei Strömungen liefen parallel; heute kann man ihre Auswirkungen beurteilen. Der Impuls der kritischen Dialektik hat sich weitgehend verflüchtigt, während die »Überwindung der Metaphysik« – in verschiedenen Transformationen – noch immer starke Wirkung zeigt. Ich deute an, welche innertheoretischen Gründe den Attraktivitätsverlust der Hegelschen Entwürfe erklären können und wende mich anschließend der Intervention Heideggers zu, welche »die Erziehung des Menschengeschlechtes« an der Wurzel abkappt.

Michael Theunissen hat eine Deutung der Hegelschen »Logik« ausgearbeitet, der entsprechend sie gut mit Heideggers Programm der Rückfrage hinter die abendländische Philosophietradition verträglich ist. Er zitiert dazu Heideggers Schüler Herbert Marcuse: »Hegel entlarvt Metaphysik als Positivismus (so wie er umgekehrt positivistisch-empiristische Ansätze ihrer metaphysischen

Positionen überführen wird.« [THEUNISSEN(1980)], S.24. Diese doppelte Distanz zu unbedachten Wesensaussagen *und* zu nicht hinterfragten Gegebenheiten ist die treibende Kraft in Hegels Entwicklungsdrama. Wie in der *Phänomenologie* sieht Theunissen einen spannungsreichen Dialog auch als *movens* der Logik. Ein darin *denkendes* und ein in diesem Denken *thematisiertes* Denken sind zu unterscheiden. Die Diskrepanz besteht »zwischen dem Denken, das Gegenstand der Kritik ist, und demjenigen, das sie übt.« (a.a.O. S.27) »Positivistisch denkt die Metaphysik, sofern sie nur *Seiendes* und zwar *Ansichseiendes* behauptet.«(a.a.O. S.33) Bekannt ist Heideggers These, der Sinn des Seins sei – der Metaphysik gemäß – »ständige Anwesenheit«. Diese Zusammenhänge zwischen divergenten philosophischen Ansatzpunkten sind in der Fachliteratur durchaus gesehen worden ([SAVAGE(2008)], [MACDONALD/ZIAREK(2007)], [MÖRCHEN (1981)]). Dennoch wurde die hegelianisierende kritische Auseinandersetzung mit den Vorgaben der Tradition durch die »Dekonstruktion« im Gefolge Heideggers in den Schatten gestellt. Die systematisch eindrucksvolle Rekonstruktion des Hegelschen Dialogverfahrens durch Teunissen gibt einen Hinweis auf mögliche Gründe.

Die Schwierigkeit liegt darin, dass in diesem Dialog, trotz aller neuzeitlichen Rafinesse, noch immer der konstitutiv platonische Vorsprung der Philosophie maßgeblich ist und zwar ungeachtet der Tatsache, dass die Demonstration im Ganzen darauf hinausläuft, letztlich beide Stimmen zusammenzuführen.

Die für den Schein hypostasierter Gegenständlichkeit verantwortliche Abstraktion des Denkens von sich selber ist eine Selbstentäußerung, die den Charakter der *Selbstenfremdung* hat. [THEUNISSEN(1980)] S.115

In diesem Modus unterliegt das Denken, um es mit einer heideggerianischen Wendung zu beschreiben, dem »Vergessen des Vergessens«. Anders die Gegenseite. »Das in der Logik agierende Denken hingegen entäußert sich zwar auch, aber so, dass es zugleich bei sich selbst bleibt.« (a.a.O.) Die aus der Antike überkommene Konstellation einer lichtvertrauten Figur, die sich zu

einem Gespräch im Dunkeln herablässt, ist fortgeschrieben. An der Wirksamkeit dieses Aufrisses und an Hegels virtuoser Pädagogik der Überwindung des Vergessens besteht kein Zweifel. Doch das Verfahren impliziert auch, dass es am Ende ein Einvernehmen gibt, in dem sich die Kandidatin für Erziehung und die Erzieherin mit ihrem überlegenen Blick auf die verhandelten Themen treffen. Schließlich und endlich ist ein gemeinsames Optimum zu erreichen. Dass jemand sich dazu der idiosynkratischen Hegelschen Dialektik mit der Zielvorgabe einer Koinzidenz von Denken und Gedachtem unterziehen soll, ist aber gar nicht selbstverständlich.

Adorno hat die Dialektik, die Theunissen in ihrem entmystifizierenden Voranschreiten positiv auffasst, negativ gedreht und dabei auch den Status der Bildung im europäisch-US-amerikanischen Kulturrbaum angeprangert.³⁵ Er ist jedoch nicht so weit gegangen, den Bildungsbegriff, wie sein Gewährsmann Hegel, für ganz zerstört zu erklären. Halbbildung, die »Allgegenwart des entfremdeten Geistes«, ist ein Verfallsprodukt, dennoch lässt sich in ihr noch »das bessere Potenzial« erkennen: »dass der in der bürgerlichen Gesellschaft einmal postulierte Bewußtseinsstand auf die Möglichkeit realer Autonomie des je eigenen Lebens vorverweist« (a.a.O. 103) Damit hat er eine Argumentationsfigur geprägt, die in der Folge von deutschen Intellektuellen immer wieder aufgegriffen worden ist ([HÖFFE(2005)], [HÖRISCH (2006)], [LIESSMANN (2006)]). An den Emanzipationsbildern der Vergangenheit glänzt heute, wo sie in der konsumgeleiteten Mediengesellschaft überlagert und entkräftet worden sind, der Hoffnungsschimmer. Dieser Umgang mit dem diagnostizierten Defizit hat eine Voraussetzung, die Adorno unumwunden ausspricht. Es gibt sie noch, »die Bildung selber«. An diesem Begriff partizipieren allerdings »...nur noch, zu ihrem Glück oder Unglück, einzelne Individuen, die nicht ganz in den Schmelziegel hineingeraten sind, oder personell qualifizierte Gruppen, die sich gern selbst als Elite feiern.« [ADORNO(2003)] S.103 Die Schwundform der *παιδεία* verweist also wieder auf den Anfang zurück, als es um individuelle Schicksale, um Ausnahmen und Privilegierung ging. Die Hüter der echten Bildung sind in der Minderheit und halten die Erinnerung an die Zeit wach, in der sie

höher geachtet wurden. Diesen Strang im kulturpessimistischen Kampf um Anerkennung werde ich nicht weiter verfolgen. Im Vergleich scheint mir Hegels Demontage des Leitbegriffs ein besserer Ausgangspunkt. Ein anekdotisches Beispiel soll zeigen, wie ein »Bildungspapst« in einer kurzen Zeile die ganze Pracht der Bildung evozieren und in Grund und Boden versenken kann. Darin folgt er (unbeabsichtigt) der Hegelschen Diagnose, dass sich das Selbstbewusstsein in »dieser ganzen Welt der Bildung« durch die »seine Verworfenheit verwerfende Empörung« auszeichnet [HEGEL(1986)] S.384. Der Ausspruch stammt von Karl Kraus. Er parodiert den Beginn von Goethes sogenannter »Marienbader Elegie«:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

Kraus wechselt die Adresse von der verehrten Frau zu den Zeitungsschreibern seiner Tage und unterwirft sie einem satirischen Doppelschlag von Negation und Kontraposition:

Den Journalisten nahm ein Gott zu leiden, was sie sagen. [KRAUS(1908)] S.14

Das Ergebnis ist vernichtend. Jede, die mit Goethes Worten lebt – gebildete Personen der Zeit – begreift augenblicklich, dass der Weltuntergang beschrieben ist³⁶. Das Geschenk entzogen, die Sprache entwurzelt. Karl Kraus als Zeuge der definitiven Entleerung des überlieferten Kulturniveaus. Bündiger lässt sich die Absage an die Praxis einer neuen Zeit kaum formulieren. Aber sie steht unter Hegels Verdikt. Kraus, auf der Seite der Bildung, bietet das Drama einer Empörung, die sich daran entzündet, dass journalistischer Ausdruck und Sache nicht zueinander passen. Die Schreiber geben vor, gebildet zu sein, doch sie produzieren Phrasen. Die virtuose Umstülzung einer »Phrase« entzieht ihr den Boden. Mit dieser Bewegung hat sich freilich der Gebildete selbst ebenfalls entleert. Das Goethe-Wort ist zur Kampfhandlung geworden, die Zeit für Bildung ist vorbei.

Die Aufgabe der Religion, die Menschheit zu trösten, die zum Galgen geht, die Aufgabe der Politik, sie lebensüberdrüssig zu machen, die Aufgabe der Humanität, ihr die Galgenfrist abzukürzen und gleich die Henkersmahlzeit zu liefern. [KRAUS(1908)] S.4

Der vereinzelte Intellektuelle wirft der Unkultur die letzten Flüche entgegen und verrichtet das makabre Trauerritual. In einem bestimmten Milieu ist es in diesem Stil ein Jahrhundert lang weitergegangen. Der Argumentationszusammenhang, in dem die produktive Entfremdung ein Motor für Entwicklung war, und in dem Unzulänglichkeiten des Fortschritts über die Produktivität des Negativen in den Prozess integriert werden konnten, ist jedoch erschöpft. Der große Gegenspieler der Unglücksspirale der negativen Dialektik ist Martin Heidegger.

Gleiches Licht für alle

Eine der wirksamsten Provokationen gegen die »received opinion« der akademischen Philosophie im 20. Jahrhundert war Heideggers These, »die Wahrheit« hätte bei Platon einen »Wesenswandel« durchgemacht. Sie sei ursprünglich »Unverborgenheit« gewesen und hätte sich zur »Richtigkeit« verengt. Im Gefolge dieses »Einsturzes« sei der Blick der Menschen beeinträchtigt worden. Sie sind seither darauf fixiert, das Verhältnis zwischen Gegebenheiten und Ideen zu sichern, statt sich darauf einzulassen, dass »das Sein« von sich aus historische Möglichkeiten des Aufenthaltes im Zusammenhang der Dinge eröffnet. [HEIDEGGER(2004b)] Die Rezeption dieser anti-moderen, post-kritischen Denkfiguren war breit und oftmals enthusiastisch. In strukturalistisch und avantgardistisch wiederaufbereiter Form sind sie (aus Frankreich) in eine lebendige Auseinandersetzung mit der analytischen Tradition eingebracht worden. Eine Schlüsselsstelle, von der Heidegger seine Umorganisation der europäischen Philosophiegeschichte ausgehen lässt, ist das Höhlengleichnis. Das Ziel ist eine »Erschütterung der Logik«, insofern diese auf den Gesetzen der Wahrheit beruht. Der Weg

führt über den Abbau des $\pi\alpha\delta\epsilon\alpha$ -Modells, welches die Parabel vorstellt.

Um den Impetus zu verstehen, der dazu führt, Platons Pädagogik und im Anschluss »das abendländische Menschenbild« zu verwerfen, ist ein Blick auf Heideggers Kritik der Logik geraten. Bezeichnend etwa sind die Überlegungen, mit denen er die Vorlesung »Logik als die Frage nach dem Wesen der Sprache« beginnt. Heidegger hatte angekündigt, über »Der Staat und die Wissenschaft« zu lesen und teilte zu Beginn der Veranstaltung »kategorisch und demonstrativ« ([HEIDEGGER(1998b)] S.172) mit: »Ich lese *Logik*.« Der zeit- und lebensgeschichtliche Hintergrund dieser Änderung ist das nationalsozialistische Regime und Heideggers kurz zuvor erfolgter Rücktritt vom Rektorat. Unter diesen Umständen formuliert er ein Programm, das schon im ersten Satz (durch den gedoppelten Gebrauch von »Grund«) mit pathetischer Geste auftritt.

Wir stehen vielmehr vor der Grundaufgabe, diese Logik von Grund auf zu erschüttern, nicht willkürlich oder aus Eigensinn, in der Absicht, nun eine andere Logik zu errichten. Wir stehen vor der Erschütterung der Logik, die wir nicht etwa 1934 zu Zwecken einer beliebigen Gleichschaltung vornehmen, sondern an der wir seit zehn Jahren arbeiten und die auf einer Wandlung unseres Daseins selbst gründet, einer Wandlung, die die innerste Notwendigkeit unserer eigenen geschichtlichen Aufgabe bedeutet. [HEIDEGGER(1998b)] S.11

Heidegger verwahrt sich gegen die Vermutung, er sei ein Zuarbeiter der politischen Gleichschaltung, die Fremdes aus der Volksgemeinschaft aussondert. Sein Forschungsvorhaben sei nicht so platt angesetzt, sondern emphatisch begründet in der »Notwendigkeit unseres Geschickes« (a.a.O.) Die Geschicklichkeit (im Doppelsinn), mit der Heidegger in dieser Phase Nazi-Motive in seine Philosophie einfließen ließ, und dann umgehend wieder, in indignierter Abwehr, von sich wies, verdient eine eigene Untersuchung.³⁷ Hier ist der Punkt bloß, dass die »Überwindung der Metaphysik« durch neu entwickelte Denkstrategien opportun zum politischen Ziel der »Bewegung« passt, die

Erfolgsgeschichte der aufgeklärten, vernünftigen Person zu entkräften.

In Heideggers Lesart des Höhlengleichnisses wird es zum entscheidenden Fehlritt, der uns die neuzeitliche Wissenschaft und die globale Verfügungsgewalt des emanzipierten Menschen gebracht hat, und ihn damit in den Untergang zu treiben droht. Diese Interpretation des Platon-Textes ist maßlos überladen, d.h. es ist keine Verbindung nachvollziehbar, in der plausibel würde, dass eine Wendung in der Erzählung tatsächlich die unterstellte Folge haben könnte. (So wie ein Transkriptionsfehler eventuell handfeste Konsequenzen hat.) Aber das ist auch nicht der Zweck der Übung. Es geht darum, das Paradigma der Befreiungsbewegung, das in der Selbsterfüllung eines Bildungsromans kulminiert, zu überschreiben. Dazu verwendet Heidegger dessen eigene Komponenten und arrangiert sie gegen ihren Duktus. Er provoziert die Apologeten der Emanzipation, indem er die Formeln, welche sie aus dem Paradigma ableiten, umfunktioniert. »Wahrheit«, das Ziel des Aufstiegs und der Preis für die einsichtsvollen Philosophinnen, weist plötzlich auf einen anderen Zusammenhang. Der Drehpunkt der Manipulation ist Platons Lehre von der Form, die im vorigen Kapitel dargestellt wurde. Dort habe ich behauptet, dass sich von den Ideen eine direkte Linie zur Konstruktion von Datenbanken ziehen lässt. Das Argument beruhte auf der Strukturgleichheit der platonischen Welt mit jener des *Tractatus*. Heideggers große, revisionistische Erzählung läuft zum Junktim Platon – Wittgenstein parallel. Sie enthält, im Unterschied zu diesem, suggestive Motive, die sich entlang der gesamten Philosophiegeschichte einsetzen lassen. Das Fazit aber ist in beiden vorgestellten Erbschaftsverfahren nach Plato vergleichbar. Er hat uns das prekäre Junktim eines Modells zur Persönlichkeitsentwicklung mit einem Muster zur Weltbeherrschung hinterlassen.

Seit Plato vorgegeben hat, dass die Schaulustigen zwar Dinge, aber nicht die Form der Dinge, sehen, und seit er das damit verglich, dass wir im Traum von etwas sprechen können, das wir erst in (theoretischer) Erkenntnis wirklich vor uns haben [HORN(2005)], dreht sich die Selbstdarstellung der Philosophie

um die Frage, worin die Auszeichnung des »Sehens« besteht, das uns zu Ideen führt. Das Höhlengleichnis ist eine Hilfskonstruktion zur Beantwortung dieser Frage. Es stellt eine Konstellation vor, in welcher nachvollziehbar wird, wie kategorial getrennte Welten, verbunden durch entsprechende Prozeduren, in einem Arrangment zusammenpassen können, das den Fortschritt des Ganzen verspricht und induziert. Damit diese Suggestion Erfolg hat, ist ein privilegiertes Sehen festzuhalten, auch wenn es zuletzt mit den erfolgreich nachgezogenen Sichtweisen koinzidiert. Diese Pointierung unterläuft Heidegger. Seine Nacherzählung folgt nicht, wie so viele andere, dem pfeilgerichteten Aufstieg ans Tageslicht. Sie stellt die verschiedenen Lichtquellen zusammen.

Die bildgebende Deutungskraft des ‚Gleichnisses‘ sammelt sich für Platon vielmehr in der Rolle des Feuers, des Feuerscheins und der Schatten, der Tageshelle, des Sonnenlichtes und der Sonne. Alles liegt am Scheinen des Erscheinenden und an der Ermöglichung seiner Sichtbarkeit. [HEIDEGGER(2004b)] S.225

Damit ist der Bann der Normativität im Prinzip gebrochen. Das Gesamtensemble aus Unterwelt, Tageswelt und Himmelszelt ist darin homogen, dass sich in ihm – in unterschiedlichen Weisen – etwas zeigt. Diese generalisierte Phänomenologie beseitigt die Stufenleiter. (Man kann – mit Vorsicht – an Wittgensteins Verzicht auf ein solches Gerät denken.) Die Logik ist eine Lehre von den Formen. »Erschütterung der Logik« bedeutet, dass die Formen ihre unangefochtene Formativität verlieren.

Wenn man – für dieses eine Mal – Gleichschaltung im engen Wortsinn verwendet, wird deutlich, dass Heidegger tatsächlich mit dem »mainstream« der europäischen Geschichte aufräumen will. Der Hintergrund und das Motiv sind gänzlich anders, als beim frühen Wittgenstein, aber der Umgang mit dem Kosmos Platons ist funktional vergleichbar. Wittgenstein hat eine logische Rekonstruktion des ultimativen Ordnungsgefüges angefertigt und es dem Schweigen übergeben. »Hinter« den Formen geht es erst richtig los, doch davon sagen sie uns nichts.³⁸ Heidegger sieht

dieselbe Zentralposition des εῖδος und vollzieht einen ähnlichen Bruch. Er tritt aus dem Zusammenhang der Formen-Welt heraus und verliert damit, ebenso wie Wittgenstein, den Rückhalt in der ordnungsgemäßen Rede. Im Unterschied zu ihm versucht er jedoch in der zweiten Phase seiner Philosophie mit trickreichen sprachlichen Imaginationen das Ungesagte doch zu Gehör zu bringen. Mit wechselndem Erfolg. Die Heideggersversion des Höhlengleichnisses ist eine faszinierende Geschichte. Sie beginnt damit, dass Licht ist, bevor *etwas* erscheint: Vergiss den Niveaunterschied. Wer in dieser Landschaft einen Platz einnimmt, befindet sich in einer »Lichtung«.

Darin besteht die Gleichschaltung und erst aus dieser Grunddisposition ist weiter zu denken. Hier treten die Formen auf. Sie sind der Grund dafür, dass etwas auffällt und als Besonderheit gesehen werden kann. *Dass* es gesehen werden kann liegt nicht an ihnen. Sie verbürgen, *was* gesehen wird.

Die eigentliche Besinnung geht auf das in der Helle des Scheins gewährte Erscheinen des Aussehens. [HEIDEGGER(2004b)] S.225

Heideger hat sich eine Dimesion hinter den manifesten Erscheinungen freigespielt, die eine doppelte Tiefe bietet. Seine pädagogische »Umwendung« beschränkt sich nicht auf den klassisch-philosophischen Hinweis, dass die Erfahrungsdinge transzental-kategorial konstituiert sind und damit auf eine »geistige« Voraussetzung verweisen. Er geht einen Schritt weiter: diese »Geistigkeit«, ihre prägenden Charakteristika, sind nicht die letzte Instanz. Auch was die Ordnung in die Welt bringt, *kommt* vor. Die Gleichschaltung führt zu »unserer eigenen geschichtlichen Aufgabe«, denn dies ist der Ort, an welchem Heidegger das »Seinsgeschick« ansetzt, den Umstand, dass die Bestimmungsmuster historischer Epochen, die sich post festum vergleichen und vielleicht selbst in eine Abfolge bringen lassen, von Menschen unverfügbar wirksam werden. Dieser Gedanke re-dimensioniert das *Dass* des Weltregimes; er verleiht ihm eine eigene Geschichtlichkeit, an die man von innerhalb einer Ausprägung nicht mehr herankommt. Ab diesem Punkt ist Heidegger als Meta-Metaphysiker unterwegs. Diese Bezeichnung

würde er vehement ablehnen und zwar nicht ganz zu Unrecht. Die Verlagerung der Aufmerksamkeit vom *Ansehen* einer Sache zu jener Konstellation, die ihr Aussehen *verleiht*, ist nicht »more of the same«. Jedoch: Metaphysik bedeutet immer auch die Artikulation eines imaginativen Überschusses zur Lokalisierung von Bestimmungsstücken *sub specie aeternitatis*.

Berühmt ist Heideggers sprachliche Kreation »Unverborgenheit«, die er aus ἀλήθεια ableitet. Die Etymologie ist nicht das Argument, das liegt im eben vorgestellten – *sit venia verbo* – Kameraschwenk vom Abgefilmten zum Set der Aufnahme. Wie ein Exeget, der die Zuseher davon entwöhnen möchte, gebannt dem Handlungsablauf zu folgen und der darauf verweist, dass es sich um ein arrangiertes Geschehen handelt, leitet Heidegger die Szenarios des Weltaufenthaltes aus der »seinsgeschichtlichen« Extradimension ab. Er gibt diesem Vorgang eine besondere Färbung. Für Heidegger (er ist verantwortlich für die Details der Alternativgeschichte) ist der Übergang vom Set zur Szene nicht neutral. Es handelt sich um einen Abfall; Inhalte drängen sich vor die Bereitschaft, das *Erscheinen* der Inhalte zu gewahren.

Die Idee lässt nicht erst noch ein Anderes (hinter ihr) erscheinen, sie selbst ist das Scheinende, dem einzig am Scheinen selbst liegt. Die >id'ea ist das Scheinsame. Das Wesen der Idee liegt in der Schein- und Sichtsamkeit. Diese vollbringt die Anwesung, nämlich die Anwesung dessen, was je ein Seiendes ist. [HEIDEGGER(2004b)] S.225f

Das Unverborgene wird als ein Ort mit eigener Entwicklungs geschichte eingeführt, ausgestattet mit einer transformierten Version des wahr/falsch-Dualismus namens Verbergung und Entbergung. Diese beiden Kräfte sind dafür verantwortlich, dem Erscheinen Gestalt zu geben und sollen – dazu ist diese Phantasie erzählt – diese Wirkung jenseits der Urteilskontrolle und ohne rationale Aufsicht entfalten. Der Abgesang beginnt:

So wird das Unverborgene zum voraus und einzig begriffen als das im Vernehmen der ιδέα Vernommene, als das im Erkennen (gign'wskein) Erkannte (γιγνωσκόμενοχ). [HEIDEGGER(2004b)] S.226

Diese Entwicklung nennt Heidegger »Wesenswandel der Wahrheit«. Die generalisierte Phänomenologie, die Gleichschaltung alles Erscheinenden im Entwurf auf sein Herkunftsgeschick, hat sich zur Charakterisierung des Schubmoments der abendländischen Denktradition eine suggestive Überschrift einfallen lassen. Innerhalb dieser Rahmenerzählung, durch welche die Existenzialontologie zu einer Entfaltung des Seinsgeschicks umgeschrieben wird, ist Bildung ein markanter Zug im klassischen Profil des Menschen. Heidegger, der in »Sein und Zeit« einen Hauptakzent auf individuelle Haltungen (Angst, Vorlaufen zum Tod, Eigentlichkeit) gelegt hat, wendet sich in der Folge stärker Strukturmomenten sozialer Tableaus zu, deren Ausformungen historisch wechseln. Für Bildung hat er einen die Epochen übergreifenden Status vorgesehen: »Wer in einer durch die Idee bestimmten Welt handeln soll und will, bedarf allem zuvor des Ideenblicks. Und darin besteht denn auch das Wesen der *παιδεία*, den Menschen frei und fest zu machen für die klare Beständigkeit des Wesensblickes.« (a.a.O. S.229) Diese *παιδεία* ist eine Einrichtung, die höchste Werte voraussetzt, um die Aufsteigerinnen zu motivieren und ihnen Ziele gibt, mit denen sie sich zuletzt – das ist der glückliche Ausgang aus der Befangenheit – identifizieren. Heidegger findet eine Wendung Platons, an die er den von ihm selbst entwickelten Vorrang des *Sich-Zeigens überhaupt* vor allem Gezeigten knüpfen kann. In Politeia 517c heißt es, die Idee des Guten sei »*αὐτή κυρία ἀλιθειας καὶ νοῦ παρασχομένη*«. Sie sei die Herrin, welche Wahrheit und Verstehen bereitstellt. Heidegger macht aus dieser Form die Okkupation der Offenheit, auf die seine Ultra-Phänomenologie zusteert. »Das Wesen der Wahrheit gibt den Grundzug der Unverborgenheit preis.« (a.a.O. 230) Was dann geschieht: die »Prägung der sittlichen Haltung, als Erlösung der unsterblichen Seele, als Entfaltung der schöpferischen Kräfte, als Ausbildung der Vernunft, als Pflege der Persönlichkeit, als Weckung des Gemeinsinns, als Züchtung des Leibes oder als geeignete Verkoppelung einiger oder all dieser Humanismen.« (a.a.O. 236) Im Hegelschen System und dann im Anschluss an die kritische Theorie hat sich der Bildungsbegriff aufgerieben. Heidegger sieht

auf seine Weise dieselbe Schwierigkeit. Er mobilisiert den vollen Sprachschatz der humanistischen Tradition, um ihre bestimmenden Figuren zu unterlaufen. Platons Entwurf hat mit der Rehabilitation Sokrates' begonnen. Heidegger positioniert sich als ein Vor-Sokratiker.

Die eine Linie, die hier verfolgt wurde, führt von Platons Einrichtung der Formen zu deren Auftreten in den Datenmodellen, die gegenwärtig wesentliche Bereiche der Welt steuern. Der andere Entwicklungsstrang beginnt bei Platons prägendem Bild zur Verdeutlichung, wie seine Ideen-Vorgaben den Lauf der Welt bestimmen und für die Menschen, die ihm unterliegen, fruchtbar werden können. Das ist vielfach aufgegriffen und über die Zeiten weg modifiziert und elaboriert worden. Es zeigt sich, dass die intern entwicklungsgeschichtliche Perspektive, die Heidegger verfolgt, zu einem ähnlichen Ergebnis kommt, wie der trans-historische Strukturvergleich: Platon war ein auf Umorientierung von Lebensplänen ausgerichteter Technokrat. Was dann? Der Beitrag der beiden Philosophen, auf welche ich die Darstellung gestützt habe, ist noch nicht erschöpft. Es empfiehlt sich, den Überlegungen Heideggers noch etwas zu folgen und zweitens der Frage nachzugehen, was aus Wittgensteins Dass-Kosmos geworden ist, nachdem ihm deutlich wurde, wie künstlich seine Einteilungsprinzipien die Welt zugerichtet hatten. Die Form der Dinge sollte sie bestimbar und überschaubar machen. Die Meisterschaft im Umgang mit Form machte Bildung aus. Dieses Konzept steht nun selbst zur Disposition.

Außer Form

Heidegger 2: Sprachspiele zum Umdenken

Eine bemerkenswerte sprachliche Konvention lässt die Vokabel »menschlich«, bzw. »humanistisch« für positive Eigenschaften stehen. Zum Menschen gehören, das ist bekannt, zahlreiche *bestialische* Anlagen – und auch die Negativwendung in diesem Adjektiv ist bemerkenswert. Hier ist nicht der Ort, die Begriffsgeschichte der *Menschlichkeit* zu rekapitulieren. Gehen wir davon aus, dass sich unter dem Leitbild »Aufklärung« ein Paradigma ausgebildet hat, dessen Kern die »Menschwerdung« unter dem Prinzip höchster, allgemein einsehbarer Werte für diese Gattung ausmacht. Die sogenannte »humanistische Bildung«, die sich im 19. Jahrhundert im Gefolge des Aufklärungsschubs entwickelt hat, ist eine hochkomprimierte Synthese aus divergenten Entwicklungsmodellen gewesen, die auf das gemeinsame Ziel »Menschlichkeit« konvergieren. Sie enthält den Kanon der heidnischen Fundierung der europäischen Kultur, zusammen mit den Institutionen, die ihr die Offenbarungsreligion hinzugefügt hat. Und sie ist ein Vehikel dafür, diese christliche Wendung, nach einer Rückkoppelungsschleife mit der Antike, in säkularisierter Form allen Menschen zu öffnen, zumindest wenn sie die Bereitschaft mitbringen, Latein und Griechisch, Geschichte und Literatur zu studieren. Die Strahlkraft dieser Synthese ist ein Faktum.³⁹ Und dennoch betitelt Karl Kraus 1908, bevor noch die unermesslichen »humanitären Katastrophen« dieser Zeit losgebrochen waren, seine Protestpost »Apokalypse«. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde deutlich, dass »die Gebildeten« im alten Stil mit einem Entwicklungsknick im Bildungsbürgertum zu kämpfen hatten.

Zur Andeutung des Problems, ohne darauf fundiert eingehen zu können, werfe ich einen zweiten kurzen Blick auf Goethe. Sein Drama »Iphigenie auf Tauris« (1787) gilt als Schauspiel für

Menschlichkeit. Die griechische Frau wirkt als Priesterin bei den Barbaren, suspendiert Menschenopfer und repräsentiert eine überlegene Zivilisation. Die »Stimme der Wahrheit und der Menschlichkeit« hört, so sagt sie, »jeder, geboren unter jedem Himmel, dem des Lebens Quelle durch den Busen rein und ungehindert fließt.« ([GOETHE(1926)] V,3, 1940-42) 1827 schreibt Goethe dem Darsteller des Orest eine Widmung in ein Iphigenie-Exemplar:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Das prägnante Motto pointiert die Erlösungsfunktion, welche dieser Allgemeinbegriff vom Christentum übernommen hat. Es war für Festreden und als Maturathema ausgesprochen populär. Wer den Kontext in Goethes Schauspiel berücksichtigt, findet allerdings keine Parole, sondern tiefgehende Ambivalenzen. Iphigenie ist nahe daran, aus familiärer Solidarität den König der Taurier zu verraten, bevor sie auf die Gegenseite kippt und den Fluchtplan ihres Bruders preisgibt. Die beiden Männer, Thoas und Orest, wollen den Konflikt im Zweikampf lösen; Iphigenie tritt dazwischen.

Sie beruft sich auf den Zusammenhalt ihrer Familie und appelliert an Thoas, sie freizugeben: »Du hast nicht oft zu solcher edlen Tat Gelegenheit.« (V, 6, 2148-49) Iphigenie will mit dem Bruder abziehen und spricht dazu den Edelmut des Barbaren an, den sie, solang sie wehrlos war, möglichst in Distanz gehalten hat. Der König reagiert mit einem souveränen Gnadenakt: »So geht!«. Er antwortet mit Würde auf die Eindringlinge, die ihn betrügen und seine Priesterin entführen wollten. Damit endet das Drama aber nicht. Goethe geht einen Schritt weiter, haarscharf zwischen Großartigkeit und Tränendrüsen. Iphigenie (»Ich untersuche nicht, ich fühle nur« IV, 4. 1650) möchte aus dem königlichen Verzicht auf Genugtuung eine »menschliche Lösung« machen. Sie will sein Herz gewinnen, statt seinen unverdienten Gnadenerweis in Anspruch nehmen zu müssen.

Leb wohl! O wende dich zu uns und gib
Ein holdes Wort des Abschieds mir zurück! . (V,6.2168f)

Iphigenie will sich die Redlichkeit ihrer Selbstbefreiung von ihrem Kontrahenten, den sie ausgenutzt und verletzt hat, gegenzeichnen lassen. Dazu dienen die Rührung, das Gastrecht, die Freundschaft. Es ist ein Geständnis und eine Frechheit. Humanität dient dazu, beim Verfolgen des Eigeninteresses kein schlechtes Gewissen haben zu müssen. Thoas spielt mit, ansatzweise. Die letzten Worte des Stücks sind sein »Lebt wohl! ». Der Ausgleich zwischen Zivilisation und »Barbarei« bleibt ohne den von Iphigenie gewünschten Handschlag auf der Kippe. Derart subtile inter-kulturelle Abläufe lassen sich in herausragenden Texten finden, die Wirksamkeit des Schlagworts »Menschlichkeit« betreffen sie kaum. Goethe hat auch gesehen, dass die schönen Worte leicht zum Ablenkungsmanöver werden. Thoas erinnert daran:

Der Grieche wendet oft sein lüstern Auge
Den fernen Schätzen der Barbaren zu,
Dem goldenen Felle, Pferden, schönen Töchtern; (V,6, 2102-2104)

Das ist Ende des 18. Jahrhunderts geschrieben. Kolonialismus und Imperialismus entwickelten sich anschließend. Sie sind zum Teil dafür verantwortlich, dass sich »der Humanismus« ein Jahrhundert später in scharfem Zwielicht darstellte. Einerseits repräsentiert er ein Ideal der Aufklärung, andererseits die Herrschaftsideologie der (zunächst) europäischen Supermächte. Die zweite Option hat ein Gebildeter klassischen Zuschnitts wie Karl Kraus durchschaut und angeprangert. Er hat sie endzeitlich dramatisiert:

Die Tragik einer gefallenen Menschheit, die für das Leben in der Zivilisation viel schlechter taugt als eine Jungfer fürs Bordellwesen, und die sich mit der Moral über die Syphilis trösten möchte, ist verschärft durch den unaufhörlichen Verzicht auf alle seelische Erneuerung. Ihr Leib ist ethisch

geschmiert und ihr Hirn ist eine camera obscura, die mit Druckerschwärze ausgepicht ist. [KRAUS(1908)], S.3

Heideggers geschichtsübergreifende, tiefschürfende Absatzbewegung ist in solchen negativen Utopien vorgebildet. Er hat sich nicht auf Karl Kraus bezogen, stattdessen bot ihm der prophetische Gestus Friedrich Nietzsches die Anknüpfungsgelegenheit zur prinzipiellen Demontage des Idols des deutschen Selbstwertgefühls.

Als die Deutschen den anderen Völkern Europa's anfiengen interessant zu werden – es ist nicht zu lange her –, geschah es vermöge einer Bildung, die sie jetzt nicht mehr besitzen ...⁴⁰ »[NIETZSCHE(1988)], S.163. »Die ehemalige deutsche Bildung«.

Das sind nur anekdotische Hinweise. Die Distanzierung werde ich nicht weiter verfolgen. Offen ist die Frage, was Heidegger, und in der Folge Wittgenstein, anstelle des geschichtsmächtigen Platonismus vorsehen.

Bodenständig oppositionell

Die Konstellationen am Ende des *Tractatus* und angesichts der Umgestaltung des Höhlengleichnisses sind einander nicht so fremd, wie es den Anschein haben mag. Wittgenstein statuiert eine logisch durchkomponierte Sprache und fügt hinzu, dass sie alles Lebenswichtige verfehlt. Heidegger sieht das Denken unter dem Diktat der Richtigkeit und öffnet den Ausblick auf eine andere Dimension, die sich mit den gebräuchlichen sprachlichen Mitteln nicht erfassen lässt. Die Zwangsnormalisierung beschäftigt beide, ihre Beschränktheit ebenso. Sie haben den Primat der Form zum Denkanstoß genommen und sind so weit gegangen, die Rede von den höchsten Formen und die damit verbundenen Motivationsverstärker stillzulegen. Soweit verläuft ihre Stellungnahme zum Bildungsproblem parallel. Sie diagnostizieren die geheime Koinzidenz der kulturell wirksamen Konzepte (»Wahr-

heit«, »das Gute«, »Menschlichkeit« ...) mit den zivilisatorisch effektiven Steuerungsmechanismen – Richtigkeit, Konformität, Egalität.⁴¹ Und sie distanzieren sich von den regulativen Konstruktionen, mittels derer sie die Koinzidenz vor Augen führen. Dann allerdings divergieren die Perspektiven. Heidegger hat eine Denkweise und das dazugehörige sprachliche Inventar identifiziert (»die Metaphysik«), die er mit immer neuen, ent-habituallisierenden Redeweisen vergessen machen will. Wittgenstein dagegen hat den Widerstreit der Sprache, welche ins Jenseits der verbreiteten sprachlichen Verständigung ausgreift, nicht weiter verfolgt. Seine Arbeit ab 1929 ist nicht mehr an der Schnittstelle von Sagbarkeit und Unsagbarkeit angesiedelt.

Ein Beispiel für Heideggers imaginative Revision klassischer Denkfiguren (die »Dekonstruktion der Geschichte der Ontologie«) haben wir vorgestellt. Es operiert mit einer ausgefeilten Doppelstrategie von Textnähe und spekulativer Überschreitung.⁴² Ein Leitmotiv dieser Deplatzierungen ist die Voraussetzung, das Überlieferte müsse als Herausforderung angenommen werden, um Zukunft haben zu können, und nicht zum Bildungsgut zu gerinnen. Diese kreative Aneignung durch nachfolgende Generationen gehört selbst zum Bildungskanon, darin ist Heidegger nicht besonders. Doch seine Schreibweise *abgesehen* von dem dargestellten Zwiespalt richtet sich nicht (mehr) nach den Formvorgaben der neuzeitlichen Philosophie. Heidegger verfasst Abhandlungen, die positiv demonstrieren wollen, wie eine Fort-Entwicklung bestehender Ausdrucksweisen beschaffen sein soll. Sein »Brief über der Humanismus« ist ein Beispiel für Ortsbestimmungen, die streckenweise ohne das konfrontative Muster auskommen. Sie wollen ohne den schrillen Ton auskommen, dessen sich die Sprecher (m/w) der zunehmend bedrängten Bildungsschicht oft bedienen – demonstrativ, ist man versucht zu bemerken. Die Abhebung vom sprachlichen Duktus der Subjekt-Objekt-Philosophie ist *auch* eine negative Wendung, selbst wenn sie nicht mit den dialektischen Interdependenzen »der Metaphysik« verwechselt werden will. Heidegger schreibt die generalisierte Phänomenologie, die Priorität *des* Erscheinens vor Erscheinungen aller Art, in

Landwirtschaftsmetaphern um: »Der Mensch ist nicht der Herr des Seienden. Der Mensch ist der Hirt des Seins.« [HEIDEGGER (2004a)], S.342

Der Philosoph schreckt die Bürger. »Ein bloß gepflegter Sprachgebrauch beweist noch nicht, daß wir dieser Wesensgefahr schon entgangen sind« (a.a.O. 318), nämlich »einer Gefährdung des Wesens des Menschen« (a.a.O.) Bildung verdeckt das Problem. Sie ist ein Medium der wohlhabenden Stadtbevölkerung. Die demonstrativen Bilder aus dem Schwarzwald, in denen der Philosoph lokales Ambiente zelebriert, sind nicht bloß Zugabe. Er stellt die Entwicklung der gesamten urbanen Zivilisation in Frage und bedient sich dazu bürgerlicher Topoi. »Die Lichtung selber aber ist das Sein.« (a.a.O. 332) Man kann den Wald- und Wiesenwortschatz (»Der Feldweg«, »Wegmarken« ...) vielleicht mit der funktionalen Rolle einer Tracht vergleichen.⁴³ Sie ist – verglichen mit dem Alltagsgewand der Mehrheit – zurückgeblieben, auffällig und mitunter peinlich. Aber sie steht auch für eine Lebensweise, in der die Stimmigkeit zwischen Personen und Geschichte des Landstrichs, in dem sie wohnen, noch nicht durch Konfektionsware oder individuellen Stil verdrängt worden ist. Tracht kann, und das trifft Heideggers Strategie genauer, gezielt in Gegnerschaft zur Konsumgesellschaft eingesetzt werden, als Opposition zweiter Stufe gegen den Verlust der Heimat. Das Vokabular aus der bürgerlichen Welt verbindet sich bei Heidegger mit Kunstausdrücken von erlesener Rafinesse.

Als der Eksistierende steht der Mensch das Da-sein aus, indem er das Da als Lichtung des Seins in die Sorge nimmt. Das Da-sein selbst aber west als das geworfene. Es west im Wurf des Seins als des schickenden Geschicklichen. (a.a.O. 327)

Heidegger zwingt der Leserin hochidiosynkratische Satzgebilde auf, die zum Nachsprechen einladen. Ich will den Beginn des Humanismusbriefes ohne Preziosität wiedergeben. Dabei wird deutlich, wieso diese Mischung aus »Bodenständigkeit« und Sprachakrobatik für Generationen deutscher Philosophen (m/w) attraktiv war.

Heidegger spart auch im Humanismusbrief nicht mit Seitenhieben auf den Weltzustand, die Kollegen und den gesamten Kanon der überlieferten Philosophie. Aber er beginnt mit einem fulminanten kontrafaktischen Entwurf des versöhnnten Einverständnisses von Menschen im Ganzen ihrer Seinsmöglichkeiten. Handeln, so sagt er, gilt als »Bewirken einer Wirkung« (a.a.O. 313) »Aber das Wesen des Handelns ist das Vollbringen.« (a.a.O.) »Bewirken« und »vollbringen« können als Synonyma für »handeln« genannt werden, doch Heidegger baut zwischen ihnen eine qualitative Differenz auf. Die deutsche Sprache liefert für den zweiten Teminus die reichhaltigeren Konnotationen. Aus ihnen wird ein Wesensunterschied: »Vollbringen heißt: etwas in die Fülle seines Wesens entfalten, in diese hervorgeleiten, producere.« (a.a.O.) Aus einer Synonymie und einem Tiefblick wird eine neue Dimension. »Vollbringen« hat in der Normalverwendung nichts mit Wesensfülle und Entfaltung zu tun. »Einen Auftrag vollbringen« bedeutet, ihn sachgemäß zu Ende führen. »Sie vollbrachte eine Meisterleistung« hat ein Moment »über Gebühr«; die Meisterleistung wird als ganzheitlicher Erfolg angesehen. Weder im Auftrag, noch in der Leistung, ist jedoch impliziert, dass ein »Wesen« darauf wartet, in seine Fülle hervorgebracht zu werden. Was in der Redewendung – im Unterschied zu »bewirken« – mit-schwingt, ist eine Vorgabe, die eigens definiert ist und die durch Handlungen *erfüllt* wird. Aus dieser Nuance macht Heidegger eine ontologische Maximalvoraussetzung. »Vollbringbar ist deshalb eigentlich nur das, was schon ist. Was jedoch vor allem ist, ist das Sein.« (a.a.O.) »Vollbringen«, so viel kann man zugestehen, unterscheidet sich vom einfachen Handeln dadurch, dass es sich an einer anspruchsvollen Sache bewährt. Daraus folgt keinesfalls, dass sie »deshalb eigentlich« schon ist. Noch weniger folgt, dass vor allen Handlungen, die man vollbringen kann, das Sein steht.

In sieben Sätzen hat Heidegger eine gängige sprachliche Ausdrucksweise in eine Besinnung auf das Sein gedreht. Man kann dem Gedankengang staunend folgen, oder ihn als waghalsige Extrapolation unakzeptabel finden. Jedenfalls ist er keine Abfolge von Gedanken, die man lernen könnte. Die Initiation, die

in Platon Läuterungsprozess integriert ist, hat hier schon vorweg stattgefunden. Es spricht der Seinskundige ohne Zwischenstufen.

Das Denken vollbringt den Bezug des Seins zum Wesen des Menschen. Es macht und bewirkt diesen Bezug nicht. Das Denken bringt ihn nur als das, was ihm selbst vom Sein übergeben ist, dem Sein dar. (a.a.O.)

Die Sätze folgen ohne Übergang. Vom Handeln wechseln sie zum Denken und das Vollbringen wird mit dem semantischen Feld des »Darbringens« angereichert. Die Aufgabe ist jetzt die Bereitschaft dafür, »das Sein« erscheinen zu lassen und weil es sich um eine Aufgabe jenseits des definit Erfüllbaren handelt, wird das Zurechtkommen mit einem Auftrag (»vollbringen«) zur Übergabe der Betroffenheit vom Handelnden zum Sein, das als die Herkunft dieser Un-Machbarkeit eingeführt worden ist (»darbringen«). »Vollbringen«, das habe ich zu Beginn ausgeblendet, kann in moralischen und religiösen Kontexten bedeutungsschwer verwendet werden. Heideggers Satzfolge abstrahiert und sublimiert diesen Gebrauch zu einer unüberbietbaren Einlassung auf »das Sein«. In dieser Höhenlage lässt sich das Überspringen des vermittelnden Aufstiegs rechtfertigen. Schritt für Schritt nachvollziehbar sind Heideggers Gedanken nicht, darauf lautet seine Antwort: »Diese Darbringung besteht darin, daß im Denken das Sein zur Sprache kommt. Die Sprache ist das Haus des Seins. In dieser Behausung wohnt der Mensch.« (a.a.O.) Angesichts solcher Perspektiven scheint es beckmesserisch, von einem Sprachverständnis auszugehen, das an alltäglichen Bedeutungen klebt. Die Inspirationen, denen Heidegger folgt, sind danach nicht seine Erfindungen, sondern Eingebungen des Seins. Das ist nicht *ganz* idiosynkratisch. Ein Wort wie »ausgesetzt« kann mehreres bedeuten, z.B. (1) im Ablauf gestoppt, (2) in die Wildnis entfernt, (3) (demonstrativ) in eine Höhenlage gebracht oder (4) als Belohnung versprochen. Wir sagen »die Sprache gibt das her«. Diese Redewendung lässt sich – das Problem ist fraktal beschaffen – in einer »harmlosen« und in einer bedeutungstiefen Weise auffassen. Als Sprecherinnen verfügen wir über ein Medium, das unsere Absichten häufig verwischt, subvertiert und überraschend

konterkariert. Heidegger bedient sich eben dieser Möglichkeit, um der Wendung einen eigenen Sinn abzugewinnen. »Sprache ist lichtend-verbergende Ankunft des Seins selbst.« (a.a.O. 326) So ist die Aufgabe, den rechten Weg zum »Vollbringen« zu finden, auf die Seite der höchsten Umstände gerückt. Der Mystagoge antwortet auf die Frage, von woher seine Worte ihre Überzeugungskraft erhalten, mit dem Hinweis auf ihre Überzeugungskraft.

Wer sich auf diesen Duktus einlässt, erhält auch »Antworten« auf anfangs ungeklärte Fragen. Warum wird vom Handeln unkommentiert zum Denken übergegangen? Weil das Denken selbst ein Handeln ist. »Das Denken wird nicht erst dadurch zur Aktion, daß von ihm eine Wirkung ausgeht oder daß es angewendet wird. Das Denken handelt, indem es denkt.« (a.a.O. 313) Man muss bloß berücksichtigen, dass »handeln« zwischendurch die Bedeutung gewechselt hat: das »einfachste und zugleich das höchste« (a.a.O.) Handeln ist nämlich das Sein-lassen. Heideggers Entwürfe entwickeln eine gewisse Suggestivkraft. Aber sie wären nicht so folgenreich geworden, wenn sie nicht eine schicksalshafte *Gegnerschaft* aufbauten. Seine Darstellung gleicht in diesem Punkt den einfach konstruierten Katastrophenfilmen. Es kann kein Zweifel bestehen, das Monster bedroht unsere Kultur. Es ist offensichtlich, dass »Denken« abstirbt.

Wenn das Denken zu Ende geht, indem es aus seinem Element weicht, ersetzt es diesen Verlust dadurch, daß es sich als $\tau\epsilon\theta\eta$, als Instrument der Ausbildung und darum als Schulbetrieb und später als Kulturbetrieb eine Geltung verschafft. Die Philosophie wird allgemach zu einer Technik des Erklärens aus obersten Ursachen. Man denkt nicht mehr, sondern man beschäftigt sich mit der Philosophie. (a.a.O. 317)

Wir haben gesehen, die Assoziation des griechischen Philosophen mit Ingenieuren (Datenbanken) ist plausibel. Man muss Heideggers Gegenbewegung nicht folgen, um ihm an diesem Punkt zuzustimmen. Das Problem ergibt sich dort, wo die Besinnung auf das Sein die »Auseinandersetzung« mit der beschriebenen Entwicklung aufnimmt. Im Humanismusbrief deklariert sie unumwunden, dass in ihr »das Denken zu Ende

geht«. Das bleibt, mit vielen Kautelen, die ihn vor dem Vorwurf der *counter dependence* schützen sollen, in der Folge Heideggers Pointe. Die These hat große Anerkennung gefunden [HRACHOVEC (2004)]. Sie hat Vertreterinnen (m/w) der Human- und Kulturwissenschaften, die ihre Wirksamkeit durch naturwissenschaftliche, ingenieur-technische und ökonomische Einflüsse bedroht sahen, zu zahlreichen Heidegger-Paraphrasen veranlaßt.⁴⁴

Im Rückblick weiterführend

»Heidegger und die Technik« ist ein separates Thema. Die Anmerkungen zum Humanismusbrief sollten im Vorfeld dieser Problematik deutlich machen, wo, und vor allem wie, er seine Grenzen zieht. Es handelt sich um ein resolute Plädoyer für die Missachtung des herkömmlichen akademischen Betriebs, ein Sentiment, das Heidegger mit Nietzsche und Wittgenstein gemeinsam hat. Und wie die beiden anderen Positionen hat diese Gegnerschaft die Universitätsphilosophie profund getroffen. Für den vorliegenden Essay ist das von Bedeutung, weil er auf die Frage hinausläuft, wie sich das Kennwort »Bildung« nach den massiven Einbrüchen im 20. Jahrhundert gegenwärtig (noch) ansprechen lässt. Es gibt Heidegger-Epigonen, die seinen unwirschen Abschied resolut überspielen⁴⁵

Andererseits haben Heideggers Strategien unvorhersehbare und – in bestimmten Teilgebieten der Philosophie – revolutionäre Wirkungen hervorgerufen. Auf zwei Gewährsleute soll kurz verwiesen werden. Peter Sloterdijks »Regeln für den Menschenpark« ist eine Auseinandersetzung mit dem »Brief über den Humanismus«. Sie teilt die Einschätzung, Plato sei Technokrat, und stellt die Frage nach den Folgen ohne die ländliche Idylle. Ein zweiter Philosoph hat mehr getan, als Heideggers Esoterik auf den Befund des prekären Status der Menschengattung zurückzudrehen. Jacques Derrida bedient sich aller Finessen avantgaristischer und heteromorpher Schreibweisen, um die gedankliche Weltgeschichte seines Meistes zu reformulieren, zu pointieren – und zum kulturellen Primat zu verhelfen.

Peter Sloterdijks Text zum Humanismusbrief versucht nicht, der Sprachimagination Heideggers zu folgen und ihre Stimmigkeit abzuschätzen. Er konzentriert sich auf den zentralen Zusammenhang zwischen der seit den Griechen definierten Aufgabe, »das Tier im Menschen« zu domestizieren und den Auswirkungen, welche dieses Jahrtausenprojekt hervorgebracht hat. Heidegger hat in dieser Hinsicht die unumgängliche Frage aufgeworfen: »Was zähmt den Menschen, wenn nach allen bisherigen Experimenten mit der Erziehung des Menschengeschlechts unklar geblieben ist, wer oder was die Erzieher wozu erzieht [SLOTERDIJK(1999)] S.32. Im Bild des Höhlenaufstiegs ist konstitutiv ein Antriebsmoment nach oben eingebaut, häufig verkörpert durch eine aufklärende Stimme/Person/Instanz. Erziehung, nach diesem Modell gedacht, braucht befugte Agenten. Auch im Brückenkonzept »Selbst-Aufklärung« verschwindet diese Spannung nicht. Dann ist die Beobachtung nicht von der Hand zu weisen, dass heutzutage das Vertrauen auf solche befugten Vorsprecherinnen fehlt. Die Bissigkeiten Heideggers gegen die Schulphilosophie sollten in einem allgemeineren Zusammenhang gesehen werden: wir *suchen* von dieser Berufsgruppe keine Erleuchtung. Sie hat auf weite Strecken die Auszeichnung verloren, im Aufstieg einen Vorsprung zu verkörpern. In dieser Lage wechselt Heidegger die Termini und koppelt Denken vom Philosophieren ab, um die Beziehung mit der früheren Aufgabenstellung aufrecht zu erhalten. Wir haben einen Blick auf das Ergebnis geworfen. Sloterdijk ist davon nicht besonders angetan, aber er unterstreicht das Anliegen.

»Heideggers ontologische Hirtenspiele« (a.a.O. S.31), die amüsierte und etwas abfällige Charakterisierung ist typisch. Es ist schwer, versehen mit einer konventionellen Hochschulausbildung, nicht ähnlich zu reagieren. Heideggers Vorgehen polarisiert, darum sollte man sich *nicht* provozieren lassen. Ich schlage vor, diesem Seinsdenken die folgende Deutung zu geben: in Wort- und Satzgebilden, die quasi instinktiv als Gegenzug zum herrschenden soziale Konsens gelesen werden müssen, soll nicht das überholte, altertümliche Gehabt wirken, sondern *dies als Surrogat* für eine verrückte Fragestellung. Das ist kein Eintreten

für »Seinshörigkeit«, aber das Zugeständnis, dass bestimmte entscheidende Fragen nicht mit alltäglichen Mitteln gestellt, geschweige denn gelöst werden können. Dass sich die Emanzipation der europäisch-US-amerikanischen Kultur zu einer tiefgehenden Weltbedrohung entwickelt hat, kann kaum bezweifelt werden. Sloterdijks Rede hat Aufregung ausgelöst ([NENNEN (2003)], [SCHMIDT-SALOMON(o.J.)], [FLEIG(o.J.)]), weil er die Globalperspektive Heideggers, abgetrennt von ihrer betulichen Explosivität, für zeitgenössische Intellektuelle in Erinnerung rief. Der wunde Punkt, den seine Intervention getroffen hat, liegt darin, dass die Kulturgemeinschaft – anders als Heidegger – die Berufung auf Platon nicht abwehren kann – und damit vor die Untiefen der eigenen Situation geführt wird. Die gesellschaftspolitischen Passagen aus dem »Politikos« und der »Politeia« gelten als Utopien, die mit moderner, demokratischer Staatsbildung nicht zu tun haben. Unter der Voraussetzung, dass auch (und gerade) in Demokratien das Erziehungsideal unumgänglich ist, schlägt allerdings sein Verblassen direkt auf die gegenwärtige Staatsform durch.

Was sich (sc. bei Plato) als Nachdenken über Politik präsentierte, ist in Wahrheit eine Grundlagenreflexion über Regeln für den Betrieb von Menschenparks. Wenn es eine Würde des Menschen gibt, die es verdient, in philosophischer Besinnung zur Sprache gebracht zu werden, dann vor allem deswegen, weil Menschen in den politischen Themenparks nicht nur gehalten werden, sondern sich selbst darin halten. [SLOTERDIJK(1999)] S.48

Der Befund ist einfach, dass ausschließlich Menschen die Entwicklung des Menschengeschlechts planvoll gestalten können und dass Platons prinzipien-gestützte Komplett-Regulation aller gesellschaftlichen Transaktionen die andere Seite seiner Ideenlehre ist. Sloterdijk diskutiert es nicht am Beispiel von Datenbanken, aber sein Hinweis trifft sich mit der Argumentation dieses Buches. Platon hat mit ein- und derselben philosophischen Bewegung der Menschheit eine Bestimmung vorgeschrieben und diese Vorschrift ultimativen Expertinnen anvertraut, damit sie darauf achten, sie zu verwirklichen. Philosophen (m/w) können

sich nicht »das Gute« nehmen und die Herrschaftstechnik von sich weisen. Sie sind Komplizen des Steuerungsapparates, der in den Händen der Machteliten liegt. Soweit korrespondieren Sloterdijks im Detail abweichende Ausführungen mit dem Bezugstext. »Platos gefährlicher Sinn für gefährliche Themen trifft den blinden Fleck aller hochkultureller Pädagogiken und Politiken – die aktuelle Ungleichheit der Menschen vor dem Wissen, das Macht gibt.« (a.a.O. S.49) Die reißerische Perspektive, dass sich in dieser Konstellation die »genetische Reform der Gattungseigenschaften« (a.a.O. 46) als Zukunfts-perspektive stellt, ist dazu bloß ein Korollarium.

Sloterdijk hat Heideggers Aufriss dazu genutzt, den europäischen Humanismus, der in seiner Geschichte ein doppelbödiges Entwicklungsmodell gewesen ist, damit zu konfrontieren, dass die Erfüllung des Planungsauftrags an Menschen über Menschen einen schlimmen Mangel hervorgebracht hat. »Ohne das Leitbild des Weisen bleibt die Pflege des Menschen durch den Menschen eine vergebliche Leidenschaft.« (a.a.O. S.55) Die Götter und die Weisen haben sich zurückgezogen »und uns mit unserer Unweisheit und unseren halben Kenntnissen in allem allein gelassen.« (a.a.O.) Hier wird die widerstrebende Lektüre Sloterdijks von der heideggerschen Abschiedsstimmung tangiert. Die Aktualisierung des Humanismusbriefs streicht die Rettungs-absichten und macht die Diagnose zum Denkanstoß. Fast zeitgleich, 1998, hat Jacques Derrida, der ungleich tiefer mit Heideggers Philosophie identifiziert ist, eine Rede gehalten, die es unternimmt, die Position des weltgeschichtlichen Beobachters, die Sloterdijk besetzt, aus dem vermeintlichen Gleichgewicht zu bringen. Er spricht über die »humanities«, also über jene Wissenschaftsdisziplinen, die *an* den problematisierten Universitäten genau die Aufgabe verfolgen, welche der inkriminierte »Humanismus« vorgezeichnet hat. Der Vortrag ist ein Musterbeispiel dafür, wie jemand Heideggers extra-institutionellen Revisionismus *con brio* in der Festveranstaltung einer Eliteuniversität (der Stanford University) einsetzen kann.

Der erste Schachzug der Rhetorik Derridas besteht darin, Passagen, die wie der Beginn des Humanismusbriefs fungieren,

eigens als Deklarationen persönlicher Betroffenheit einzuführen. Er nennt seine Rede zu Beginn »la profession de foi d'un professeur« ([DERRIDA(2001)] S.9), »ein Engagement in Gestalt einer öffentlichen Erklärung, ein Appell in Gestalt eines Glaubensbekennnisses« (a.a.O.) Es geht um die Zukunft der Geistes- und Kulturwissenschaften an den Universitäten und hier greift ein zweiter Schachzug. Wo Heidegger eine Erneuerung der Bildungsinstitutionen blockierte, zeichnet Derrida den Horizont »neuer Humanities« (a.a.O. S.11). Er sieht die Möglichkeit, den alten Namen mit frischem Inhalt zu beleben, das ist eine altehrwürdige Wendung in feierlichen Ansprachen. Jedoch, und das ist der dritte Schachzug, die persönlich gefärbte, fortschrittsfreundliche Aussage ist doppelbödig. Im Rahmen der versöhnlichen Ankündigungen taucht Heideggers unerbittliche Bohrkunst auf. »Ich berufe mich auf das Recht auf Dekonstruktion, als unbedingtes Recht« (a.a.O. S.12). Ein solches Recht besagt: alle in der Geschichte auftretenden Sprachbestimmungen dürfen »gestellt« und auf einen ereignisartigen Seinshorizont hin betrachtet werden. Das heißt auch »den Begriff des Menschen neu zu denken« (a.a.O. S.19). Derrida hat aus Heideggers »ontologischer Destruktion« eine verbreitete philosophische Schule gemacht und bietet Kooperation an. Die Bedingungslosigkeit der Denkfigur passt in die »unbedingte Universität«, die ihr Platz einräumt. Heidegger ist in die akademische Umgebung zurückgekehrt. »Vollbringen heißt: etwas in die Fülle seines Wesens entfalten« [HEIDEGGER(2004a)], Derrida appliziert diesen Sinnspruch auf die Hochschulen: »Ich beziehe mich also auf eine Universität, die wäre, was sie stets hätte sein sollen oder stets zu sein beanspruchte, nämlich seit ihrer Gründung und grundsätzlich mit einer souveränen Autonomie, einer unbedingten Freiheit ihrer Einrichtungen ausgestattet, souverän in ihrer Rede, ihrem Denken, ihrer Schrift.« (a.a.O. S.33). Wie kommt man diesem Wesen näher? Durch wirkungsvoll ausgenutzte Worte. Ein »Professor« ist ein Profi und – im ursprünglichen Sinn – ein Bekenner. »Professer« heißt sich verpflichten, indem man sich erklärt, indem man sich für etwas ausgibt – etwas hingibt, indem man verspricht, dieses oder jenes zu sein.« (a.a.O. S.35). Im

Namen des Universitätsprofessors ist angelegt, dass ihn ein Unbedingtes, »eine Art absoluter Immunität« (a.a.O. S.45) in die Pflicht nimmt. Die Rückbindung des Universitätsbetriebs an eine »Idee« von der Universität hat Heidegger in den 30-er Jahren immer wieder beschäftigt. Sie ist nicht mehr argumentativ zu leisten. Wie Heidegger verlegt sich Derrida darauf, Motive zu evozieren und in eine Fabel zu fassen.

Verändert hat sich, dass anstelle der Schroffheit des Deutschen der weltgewandte Franzose die großen Worte sagt *und* hinzufügt, dass es ganz anders sein kann.

Es ist, als ob ich ein Gelübde ablegen wollte. Mancher wird vielleicht sagen, daß ich laut träume, während ich bereits ein Glaubensbekenntnis ablege. [DERRIDA(2001)] S.33

Die Idee der Profession setzt voraus, daß jenseits des Wissens ...daß zusätzlich zu alldem eine beglaubigte Verpflichtung, eine Bezeugung, eine Freiheit, ein Verantwortungsschwur, ein Gelübde das Subjekt dazu verpflichtet, von einer noch zu definierenden Instanz Rechenschaft abzulegen. (a.a.O. S.50f)

Die Sprache schlägt hier, würde Wittgenstein sagen, hohe Wellen. Ausgestattet mit dem gesamten Arsenal Heideggerscher Subversion betritt Derrida das Feld, von dem sich sein Gewährsmann endgültig verabschieden wollte. Die Dekonstruktion hat sich von der einen Endzeit losgemacht, die Heidegger gebannt hielt, und erweist sich als Mittel zur Entschlackung allenthalben verhärteter kultureller Vorgaben. Die Überlieferung der europäischen Gedankengeschichte steht ihr offen. Sie dient keinem, sondern arbeitet Bildungsgüter ab und rückt sie in eine vielversprechende Perspektive: »Ich werde also von einem Ereignis sprechen, das, ohne darum zwangsläufig morgen auch schon einzutreten, vielleicht, und ich betone *vielleicht* noch kommt, vielleicht im Kommen bleibt.« (a.a.O. S.32) Keine Ankunft in der Oberwelt, wo sich das Versprechen des Aufbruchs erfüllt, sondern eventuell ein messianischer Moment.

Wittgenstein 2: Sprachspiele, um zu denken

Das Thema »Menschwerdung«, daran erinnern die Reaktionen auf den »Humanismusbrief«, bewirkt Philosophie in den höchsten Tönen. Zuletzt gewinnt das Wort im postmodernen Gebrauch sogar die Konnotation der Zuwendung eines Gottes zurück. Das ist die Aussicht der einen Entwicklungslinie, die wir verfolgt haben. Zweitens sind wir Platons Anstoß bis zur Theorie der Datenbanken nachgegangen. Hier fehlt ein Nachspiel wie im Fall Heideggers. Die Formeln, die von einer Dimension jenseits der kontrollierbaren Sprache handeln, bleiben Paradoxa am Rand der Verständlichkeit. Heidegger zufolge hat sich die Form der Wahrheit bemächtigt; freizukommen bedeutet, der Formenwelt abzusagen und sich auf das Terrain der Suggestionen zu begeben, welche die Sprache bereit hält. Die »logische Form« aus Wittgensteins Buch ist ebenfalls zurückgenommen worden, wenn auch in einem kürzeren Prozess. Doch es fällt schwer, in den Arbeiten des späten Wittgenstein Erbauliches zu finden. Seine Philosophie wird, wenn es um Erziehung geht, allenfalls wegen des Spracherwerbs von Kindern zitiert. Damit scheint Wittgenstein für die Distanznahme von Technokratie und Datenbankstrukturen wenig herzugeben. Seine Aufzeichnungen ab 1929 stehen offensichtlich nicht unter deren Bann. Doch sie bieten auch keine (kritische, konstruktive, imaginative) Verhältnisbestimmung zwischen der Weltordnung und den gegenwärtigen Überlebensfragen der Menschheit.

Wittgenstein hat nach dem *Tractatus* nichts über die geschichtsbestimmende Wirksamkeit höchster Formen und das Nachlassen ihrer Anziehungskraft zu sagen. Er spielt keine Rolle bei Versuchen, die europäisch-US-amerikanische Lebensweise auf eine (un-)mögliche Zukunft hin zu orientieren. Das heißt nicht, dass seine Philosophie für das Thema unergiebig ist. Die folgenden Hinweise sollen zeigen, dass sich in seiner 2. Arbeitsperiode Gedanken finden, welche die Vorgabe der platonischen Betrachtungsweise aufnehmen, abwandeln und stellenweise neu aneignen. Diese Überlegungen suchen nicht nach einem Ort zwischen der »ganzen« Vergangenheit und einer prekären »Zukunft«, sie zeigen

im Gesprächszusammenhang der Gegenwart Orte, für die der Faktor »Form« unerlässlich ist. Das ganze Drama, das die »Überwindung der Metaphysik« rund um diese begriffliche Konstruktion aufbaut, ist unter diesem Aspekt überzogen. Formen haben einen legitimen und sicher auch einen fehlgeleiteten Gebrauch. »Das Schicksal des Abendlandes« in einer großen Erzählung zu fassen ist die eine Option. Sie komprimiert den Rückbezug auf die Griechen, die Deprivilegierung einer Bildungselite und eine kaiologische Wartestellung zur Überlebensstrategie für Kulturwissenschaften. Sehen wir zu, was Wittgenstein zur Prägung von Inhalten durch eine Form zu sagen hat.

Das Verhältnis von *Tractatus* und Datenbanken zeichnet Heinz Zemanek präzise. Er hat auf »die merkwürdige Entsprechung zwischen Tractatus und Computer« hingewiesen [ZEMANEK (1993)] S.86. Ich habe gezeigt, dass die in Elementarsätzen manifeste Struktur in einem Vertiefungs- und einem Ausweitungs-schritt (über Urbilder und molekulare Sätze) zur Beschreibung des Weltganzen erweitert werden kann. Auch Zemanek bemerkt, »die erträumte Zuspitzung der Wahrheit auf eine Sammlung von einfachen Elementarsätzen und ihren logischen Verknüpfungen« (a.a.O. S.97), legt den Akzent aber nicht auf die damit induzierte Datenbankstruktur. Er gibt den Entwurf eines »Tractatus informatico-philosophicus« (a.a.O. 110ff), in dem er *Tractatus*-Zitate informatische Paraphrasen gegenüberstellt. »Das logisch-mathematische Bild der Tatsache ist der Gedanke.« (T 3) In diese kurze Sentenz hat Wittgenstein den Umstand komprimiert, dass die Gestalt, welche unsere Sprache dem Denken gibt, modellhaft für die Beschaffenheit der Welt steht. Die wahren Sätze *der* Sprache erfüllen ihr intendiertes Modell. Zemanek formuliert es im Hinblick auf die operationale Anwendung von Computern zur Modellmanipulation.

3Z Die Computer-Darstellung der Tatsachen hat die Form von Programmen, Eingaben und Resultaten.

3.Z1 Der Computer ist das ideale Werkzeug für den Entwurf — Betrieb von Modellen.

3.Z2 Der Computer *wirkt zurück* auf die Modellgestaltung.

3.Z3 Für den Computer werden die jeweils gültigen oder modischen

Modelle benutzt.

[ZEMANEK(1993)], S.113

Die systematische Verbindung zwischen *Tractatus* und Informatik besteht darin, dass in Wittgensteins Buch exemplarisch eine Darstellung der Welt präsentiert wird, die durch die digitale Maschine »in Betrieb genommen« und als universales Werkzeug eingesetzt werden konnte. Zemanek deutet in seiner Paraphrase aber auch die Grenze dieser Parallelisierung an. Anders als in der unbedenklichen Totale zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgt die Modellierung durch Computer aufgabenspezifisch. Sie bedenkt (mit ein wenig Selbstkritik), dass Modelle – modisch induziert sein können.

Wittgensteins Abkehr von der großen Weltordnung wird von Heinz Zemanek aus der Praxis der Computerwissenschaft plausibel gemacht:

Die Tatsache nämlich, daß der Elementarsatz (das Lochkarten-Bit) zutrifft, ist von der idealen Klarheit nur, wenn man vom Kontext absehen kann. Nun ist es denkbar, einen Teil des Kontextes wieder durch Elementarsätze zu erfassen. Diese Vorgangsweise hat aber keinen Abschluss – der Kontext ist da, ehe die Arbeit beginnt, und er ist immer noch da und teilweise offen, wenn die logische Arbeit zu Ende ist.

[ZEMANEK(1993)] S.97

Diese wechselseitige Abhängigkeit zwischen der Analyse und dem Feld, aus welchem der Untersuchungsgegenstand herausgeschnitten werden muss, ist eine nicht hintergehbare Voraussetzung für jeden Versuch, in Verständigungsprozessen »auf einen gemeinsamen Nenner zu kommen«. Personen, die eine Umwelt teilen, artikulieren einen Teil von ihr, präzisieren die interne Kohärenz dieser Artikulation und bieten sie Gesprächspartnerinnen zur Prüfung und zur Reaktion an. Das gilt *nicht* alleine für die logische Sprachanalyse. Heideggers Vorgehen im »Humanismusbrief« folgt demselben Muster. Sprachliche Gebilde stellen sich gegen sprachliche Praktiken. Daraus entstehen Konfrontationen, wenn die arti-

kulierten Angebote sich vorweg gegen bestimmte praktische Rezeptionen zur Wehr setzen, wenn etwa Heidegger *ab initio* betont, dass seine Worte nicht »metaphysisch« zu verstehen sind. Unter diesen Vorzeichen wird die Unterscheidung zwischen Artikulation und Umfeld leicht eine Kippe zwischen thematischer Fixierung und dem Fehlgehen der Thematisierung (des Kontexts dieser Fixierung).⁴⁶ Das ist – grob gesagt – das Thema einer »formalen« Sprachvorgabe. An Wittgenstein richtet sich die Frage: Wie lässt sich die Diskrepanz zwischen dem »herausgeschnittenen« (Sprach-)Segment und seinem »Sitz im Leben« im Einzelfall – spannungsreich – vereinbaren?

Eine Lebensform

Es scheint, als hätte Wittgenstein das Große, Ganze einfach fallen gelassen. Die komprehensiven Formeln waren: »Die Welt und das Leben sind eins.« (T 5.621), »Ich bin meine Welt.« (T 5.63) Die Sprache bestimmt, welche Form diese Welt besitzt. Kein Überschuss zur offenliegenden Erkennbarkeit der Umstände, die wir erfassen können, ist vorgesehen. (Damit wäre auch der Prozess der Bildung endgültig abgeschlossen.) Solche Töne sind im späteren Œuvre verschwunden. Es liefert keine markanten Formulierungen zur Bestimmung des Menschen. Und doch besteht in diesem Punkt eine Verbindung zwischen dem *Tractatus* und den *Philosophischen Untersuchungen*; man ist versucht, es einen »Wink der Sprache« zu nennen. An den Anfang der *Untersuchungen* stellt Wittgenstein ein künstlich vereinfachtes Sprachsegment. Ein Baumeister kommuniziert mit seinen Gehilfen. Simple Muster herrschen vor, doch das ist nur der Anfang. Rasch bemerkt Wittgenstein, dass eine Sprache einer alten Stadt gleicht.

Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: Ein Gewinkel von Gäßchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern. (PU §18)

Die einfache Befehlssprache ist nur ein kleiner Winkel im umfassenderen Zusammenhang. Sie operiert mit Imperativen. »Würfel« heißt: »Bring mir einen Würfel«. Das ist ein gutes Beispiel dafür, wie ein Sprachausdruck aus dem Gebrauchszusammenhang herausgegriffen und auf seine Funktionalität hin untersucht wird. Ein Segment steht alleine, getrennt von seinem Umfeld, nämlich der Sprache, der es angehören soll. »Und eine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen.« (PU §19) Das Wort ist wiedergekehrt; das Leben besitzt eine *Form*.

David Kishik hat eine direkte Linie zwischen den großflächigen Behauptungen im *Tractatus* und der unauffälligen Bemerkung in den Untersuchungen gezogen.

This is the reason why the only expression for the existence of language, though it is nothing that can be said *in language*, is the very existence of life itself. Or, as he puts it in *Philosophical Investigations*, »To imagine a language means to imagine a form of life«. (Wittgenstein 1958, § 19) [KISHIK(2008)], S.112

Es ist tatsächlich so, dass unter der Voraussetzung »Das Leben ist die Welt« ([WITTGENSTEIN(1969b)] Tagebücher 24.7.16) Sprachlogik und Sprachgebrauch im Leben-in-der-Welt begründet sein müssen. Allerdings übersieht Kishik ein entscheidendes Detail. Im *Tractatus* steht »die Grenze der Sprache (der Sprache, die allein ich verstehe) ...« (T 5.62), in den *Untersuchungen einer Sprache und einer Lebensform*. Das Wiederauftauchen der Form ist heruntermoduliert. Es lohnt sich, das Gefälle genau zu bestimmen. Um den Terminus »Lebensform« hat sich eine engagierte Diskussion unter Wittgenstein-Interpreten entwickelt⁴⁷. Sie betrifft – sozusagen als hermeneutische Streitfrage verkleidet – ein zentrales Thema des postmodernen Denkens. Will man der Sache auf den Grund gehen, ist die Konsultation des Wittgenstein-Nachlasses unerlässlich [WITTGENSTEIN(2000)]. Seine Verfügbarkeit bedeutet nicht bloß eine Erweiterung des Textbestandes. Sie macht Denkprozesse zugänglich, die aus den vorliegenden Büchern nicht ersichtlich sind und noch keinen Niederschlag in der öffentlichen Wahrnehmung der Wittgen-

steinschen Philosophie gefunden haben. [HRACHOVEC(2005)]; [HRACHOVEC(2001)]; [HRACHOVEC(2000)] Ich werde argumentieren, dass sich in Wittgensteins Arbeitspapieren ein Umgang mit dem Thema »Form« findet, der den Dekonstruktionen dieses Begriffes an die Seite und gegenüber gestellt werden kann. Die vergleichsweise Unscheinbarkeit des Hinweises auf »eine Lebensform« kommt daher, dass »eine« im Normalfall als unbestimmter Artikel gelesen wird. Wir können uns, so führt es der §19 aus, »unzählige« Sprachen vorstellen und in diesen Fällen imaginieren wir jeweils eine Lebensform. Aus dem Blickwinkel des *Tractatus* gibt es jedoch eine zweite, weniger selbstverständliche, Lesart. »Eine« kann auch ein Zahlwort sein, dann würde Wittgenstein sagen wollen: *die eine Sprache gehört zur einen Lebensform*. Offenbar passt das ausgezeichnet zum frühen Buch, im Kontext der *Untersuchungen* §19 wirkt die Deutung allerdings aufgesetzt. Newton Garver hat es dennoch unternommen, für den Singular zu plädieren. Nach seiner Überlegung gibt es für Wittgenstein zweifellos zahlreiche Sprachspiele, doch alle beruhen auf der *einen Lebensform*, die allen Menschen gemeinsam ist. Isolierte Sprachfragmente müssen auf diesen Horizont bezogen werden.

I cannot understand the words without understanding the activity, I cannot understand the activity without seeing how it fits into the life of the speaker, and I cannot do that without knowing what general form the life of the speaker has. Now it is a very general fact that speakers all have the same form of life. They are all human. What determines this form of life is the capacity to use language. [GARVER(1994)] S.246

In einer Fußnote auf der zitierten Seite empfiehlt Garver ausdrücklich, Lebensform mit dem Gesamtraum der Logik aus dem *Tractatus* in Verbindung zu setzen. Er listet die fünf Stellen auf, in denen »Lebensform« in den *Untersuchungen* vorkommt (die §§ 19, 23 und S. 241, 174, 226) und bemerkt, dass vier davon in der Einzahl stehen. Garver findet ein starkes Indiz dafür, dass es um eine heikle Stelle geht: mehrere Philosophen, darunter so prominente Kolleginnen (m/w) wie Stanley Cavell, Petra v. Morstein

und George Pitcher, zitieren Wittgensteins Belegstelle *fälschlich* im Plural (a.a.O. S.242ff, 251ff).

Wie ganzheitlich sieht der späte Wittgenstein das Leben? Läßt sich eine Gestalt für die Tätigkeit aller Menschen angeben?

postmodern?

Folgt man Garvers Interpretation, so gleicht sich Wittgensteins Aussage der Problemstellung an, die Peter Sloterdijk aus Heideggers Humanismusbrief gewonnen hat. Für alle Ausprägungen sprachlicher Kommunikation besteht ein Hintergrund, die menschliche Art.⁴⁸ Das sei ein Faktum der Naturgeschichte. Die menschliche Lebensform bewirkt, dass wir uns miteinander verständigen können, wie groß auch die Differenzen im Einzelnen sein mögen. »Our form of life is distinguished from the multitude of animal forms of life by mastery of the use of language, in which it is unique in the natural world.« (a.a.O. S.263) Die Gattungsgeschichte ersetzt die Transparenz der allgewaltigen Logik. Wittgenstein hätte deren Wirksamkeit durch einen naturalistischen Pragmatismus ersetzt. Die Frage nach der Auszeichnung des Menschen verläuft dann nach wie vor entlang der Bahnen, welche das Formdenken vorschreibt. Und Newton Garver macht die polemische Pointe seiner Interpretation unmißverständlich deutlich. Sie wendet sich gegen Versuche, Wittgenstein zum Postmodernisten zu machen. »The identification of forms of life with life-styles or cultures has no basis whatever in the text, and it is particularly antithetical to Wittgenstein's thought.« (a.a.O. 266) Der Terminus »Sprachspiel« lädt dazu ein, die Sprache in beschränkte und ausgedehntere Bezugssysteme zerfallen zu lassen und sich nicht mehr um den Zusammenhalt zu kümmern. Das wäre ein Verzicht auf die Problemstellung des Segments in seinem Umfeld. Es würde nicht gefragt, woher die Form ihr Leben erhält und damit wäre auch die Untersuchung der kontextübergreifenden Strukturen abgeschnitten, die das platonische Unternehmen im Auge hat. N. Garver hat an *einer* Formvorgabe festgehalten; viele Reaktionen zeichneten dagegen eine variablere Situation.

Garvers Schlussfolgerung, es gäbe viele Sprachspiele, aber nur eine menschliche Lebensform, ist schon als Interpretation des § 19 äußerst künstlich. Sie impliziert, dass die Parallele »eine Sprache vorstellen ... eine Lebensform vorstellen« genau genommen so gelesen werden muss: »eine Sprache vorstellen heißt, sich *die eine* Lebensform vorstellen.« Die Partikel »eine« wäre asymmetrisch im ersten Gebrauch ein unbestimmter Artikel, im zweiten ein Zahlwort. Weniger gezwungen ist die Annahme, es gäbe auch eine Pluralität von Lebensformen. Rudolf Haller hat N. Garver in diesem Sinn widersprochen. Wer *die* Lebensform des Menschen auf *die* Naturgeschichte gründet, macht aus ihr eine Über-Form und zwar im Gegensatz zu Wittgenstein's »Tatsachen des Lebens«, die vielfältig und unabsehbar sind [HALLER(1988)] S.132. Die Kontroverse ist vielstimmig geführt worden [LÜTTERFELDS(1999)]. Sie hat Wittgenstein für die inter-kulturelle Philosophie reklamiert.

Es herrscht Einvernehmen darüber, dass die Belegstellen keine eindeutige Antwort zulassen. »Form of life and its cognates occur only half a dozen times in Wittgenstein's published work.« [GLOCK(2000)] S.65⁴⁹ Man kann daraus »monistische«, aber auch (moderat bzw. extrem) pluralistische Folgerungen ziehen (a.a.O. 69ff). In Verbindung mit den Thesen über das Regelfolgen ergeben sich starke Gründe dafür, Wittgensteins Sprachspiele als situativ bedingte, in keiner höheren (Gattungs-)Vernunft fundierte Praktiken anzusehen. [BARRY(1996)]

Wittgensteins Anti-Platonismus ist leicht zu demonstrieren. Sprachspiele – so könnte man gegen ihn einwenden – müssen auch etwas miteinander *gemeinsam* haben. Alles sind Spiele. (Das wäre ihre logische Form.) Wittgenstein antwortet, dass es kein Gemeinsames gibt. Sie sind einander *ähnlich*.

Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren, als durch das Wort Familienähnlichkeiten; denn so übergreifen und überkreuzen sich die verschiedenen Ähnlichkeiten, die zwischen den Gliedern einer Familie bestehen: Wuchs, Gesichtszüge, Augenfarbe, Gang, Temperament, etc. etc. Und ich werde sagen: die Spiele bilden eine Familie. (PU §67)

Begriffe entstehen nicht dadurch, dass Expertinnen – maßgeblich für das Volk – aus der Vielfalt der Phänomene durch Urteilskompetenz scharfe Konturen herauspräparieren. Die Umstände, ein jeweiliges Geflecht von Erinnerungen, Praktiken und Antizipationen, bestimmen, was mit den zu analysierenden Sprachsegmenten geschieht. Eben die Lebensformen. Und was den Terminus »Form« betrifft, gilt das Gesagte nochmals. Auch Lebensformen zeigen Familienähnlichkeiten. In dieser Argumentationslinie hat sich der Anspruch des *Tractatus* verflüchtigt. Wittgenstein steht in zahlreichen Interpretationen dafür, das totalisierende Ordnungsdenken aufzugeben und sich Detailfragen zu widmen. Ich denke, dass das Potenzial der wittgensteinschen Philosophie mit diesem Resumee nicht ausgeschöpft ist. Um diese Ansicht zu entwickeln, muss eine Beschränkung aufgehoben werden, unter welcher die Lebensform-Debatte der 80-er und 90-er Jahre des vergangenen Jahrhunderts leidet. Sie bezog sich nicht auf das gesamte *corpus* des Wittgensteinschen Nachlasses, sondern blieb auf das mehr oder weniger zufällige Auftreten des diskutierten Terminus in den publizierten Kompilationen fixiert. Das Bild, das sich daraus ergab, war notgedrungen unterbestimmt. Im Folgenden wird auf den vollen Bestand zurückgegriffen.

Die Ausführungen gehen stark ins Detail. Einerseits weil die philosophische Fundgrube des Nachlasses noch wenig bekannt und noch weniger genutzt ist. Andererseits aber auch aus einem strategischen Grund. Es ist kein Zufall, dass sich die Option »Form jenseits der Dekonstruktion« nicht in programmatischen Publikationen, sondern in unveröffentlichten, lange Zeit unzugänglichen Arbeitsnotizen findet. Diese Art, mit Formen umzugehen, erregt wenig Aufsehen. Sie praktiziert einen Bezug auf Gestalt, ohne einer Form-Inhalt-Falle zu landen.

Provisorische Haltestellen

Wittgenstein war kein Postmodernist. Diese These soll, gestützt auf Texte aus dem Nachlass, plausibel gemacht werden. Dazu behandle ich vier Themenkomplexe. (1) Es kann kein Zweifel

darüber bestehen, dass Wittgenstein sich mit dem Zusammenhang zwischen Sprachausschnitten und unterschiedlichen *Lebensformen* auseinandersetzt hat. Ein unverfänglicher Ausdruck für die Problemstellung ist (2) »*Lebensmuster*«. Sie interferieren mit – sprachlich artikulierten – Einzelsituationen. Wer diese adäquat verstehen will, muss sich darauf einlassen, die Muster als den Hintergrund der Vorfälle zu sehen. Das ist Wittgensteins Version der Einbettung der Phänomene in ein Umfeld (und eines »gebildeten« Lebens). Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Muster ihrerseits keine Bestandgarantie besitzen. Der (3) *Lebensstrom*, der sie trägt, lässt sie (die Muster) bei Gelegenheit verblassen oder die Gestalt wechseln.

Wir operieren mit Schablonen, die uns zur mittelfristigen Orientierung im Unabsehbaren helfen sollen. Dies alles zugestanden ist die Plastizität der Muster dennoch nicht das letzte Wort. Zum Leben gehört auch eine Gegenwart, die den Lebensstrom gleichsam vertikal durchschneidet. (4) Leben ist eine *Koproduktion* von Formvorgaben und Variabilität. Sozusagen eine Folge von Tanzschritten, die ein Standbein und ein Spielbein verlangen. Um den Gesichtsausdruck zu ändern, braucht man ein Gesicht. ([WITTGENSTEIN(2000)] Ms 124, S.148), das heißt: eine physiologische Ordnungskategorie als Schauplatz der Veränderung. »Wie wir nichts mit den Händen bewegen können wenn wir nicht mit den Füßen feststehen.« (Ms 107, S.294).⁵⁰ Die Auseinandersetzungen über den Singular oder Plural von »*Lebensform*« verdecken den größeren Zusammenhang des Problems. Er liegt darin, dass die Isolation von Sprachspielen die Frage aufwirft, wozu und wie diese künstlichen Segmente gut sein können. »Indem man das Sprachspiel anzeigt, zeigt man die Verbindung der Sprache mit dem Leben. D.h. die Verwendung der Sprache mit den anderen Lebensvorgängen ...« (Ms 137, S.61b), »...wie die Sprache in ihr Leben eingreift.« (Ms 140 S.21) Das ist zunächst eine platte Opposition, auf der einen Seite ein Modell, auf der anderen ein unspezifischer Ausdruck (»Leben«), der alles und nichts bedeuten kann. Terminologisch präzise unterscheidet Wittgenstein in einer anderen Bemerkung.

Kämen wir in ein fremdes Land mit fremder Sprache und fremden Sitten, so wäre es manchmal leicht eine Sprach- und Lebensform zu finden die wir Befehlen und Befolgen zu nennen hätten, vielleicht aber besäßen sie keine Sprach- und Lebensform die ganz unsern Befehlen etc. entsprächen. So wie es vielleicht ein Volk gibt, das keine unserm Gruß entsprechende Lebensform besitzt [WITTGENSTEIN(2000)] Ms. 165, S.110

Sprache und *Lebensform* sind in diesen Sätzen strikt parallelisiert. Befehlen oder Grüßen sind Lebensformen. Wenn wir auf eine Gesellschaft stoßen, die grün und rot in der Natur so wahrnimmt, wie wir im Herbst manche Blätter, können wir erwarten, dass sie *ein* Wort für diese Farbe haben.

Denke Dir etwa, Menschen nähmen in der sie umgebenden Natur ein ständiges Übergehen von roten Färbungen in grüne und von grünen in rote wahr, und zwar so wie wir es im Herbst an manchen Blättern sehen, die nicht zuerst gelb und dann rot werden, sondern die durch einen dunkel schillernden Ton vom Grünen ins Rote übergehen. Für diese Menschen gehören rot und grün immer zusammen. Es sind zwei Pole des Gleichen. [WITTGENSTEIN(2000)], Ms 115, S.238

Durch diese Präzisierung wird der konturlose Ausdruck »Leben« geschärft. Er dient als Gegenbegriff zum Sprachspiel und kann ähnlich spezifiziert werden. Das »Leben« der grün-rot-Integralisten kann an den entsprechenden Punkten festgemacht werden. Dann sind auch die Lebensformen nicht »natürlich«, sondern in analytischer Absicht festgelegt. Dann kann man fragen, worauf diese Gestaltprinzipien beruhen.

Genau diese Herausforderung nimmt Wittgenstein auf. Er überlegt, wie sich eine Lebensform zu ihren unterschiedlichen Ausprägungen und andererseits zur Frage ihrer eigenen Definitheit verhält. Die Farbbezeichnungen »grün« und »rot« tauchen in diversen Sprachspielen auf. (»So grün war mein Tal.«, »Es grünt so grün ...«.) Diese Vorkommen korrespondieren und differieren, bezogen auf die Lebensform der Durchschnittseuropäerin. »Herbstlaub ist grün« passt nicht zu unserer Wahrnehmung und Praxis, es gehört in eine andere Lebensform.

Wir können uns solche Alternativen vorstellen. Manche sind offensichtlich realisiert. Auch für solche Eventualitäten benötigen wir Begriffe. Wittgenstein hat ein erstaunliches Repertoire an Stichworten für diesen Umstand. Er spricht von »Lebensmuster« (Ms 137, S.59b, S.100a; Ms 167; S.16r; MS 232, S.650, S.759), »Lebensteppich« (Ms 142, S.13, Ms 169, S.68v) und »Lebensschablone« (Ms 137, S.99a). Der darin enthaltene Formbegriff ist nach zwei Seiten hin orientiert, gegenüber *einzelnen* Vorkommnissen eines Lebens *und* gegenüber der Erwägung, dass er selbst ein *Vorkommnis* darstellt.

»Wir reden also über Muster im Lebensteppich.« (Ms 169, S.68v) Eine wiederkehrende Gestalt dient dazu, Singularitäten zu verorten. »grün« alleine sagt gar nichts, man muss Gelegenheit haben, diese Vokabel in ein Sprachspiel einzupassen, das in einer Lebensart verankert ist. Wittgenstein betrachtet ein Sprachspiel, das wir mit dem Terminus »Muster« spielen können.

Dabei denke ich so: wir hätten auf einem Streifen ein regelmäßig fortlaufendes Bandmuster und auf diesem Muster also einen Grund eine Zeichnung oder Malerei die wir mit Beziehung auf das Muster beschreiben da uns diese Beziehung das Wichtige ist. Wenn das Muster liefe a b c a b c a b c, so hätte ich z.B. einen besonderen Begriff dafür, daß etwas Rotes auf ein c fällt und etwas Grünes auf das nächste e. [WITTGENSTEIN(2000)], Ms 137, S.98b

Die Beziehung auf das Muster ist das Wichtige. Ein Farbklecks kann für sich alleine stehen, Bedeutung kommt ihm nur in *einem Rahmen* zu. Solche Rahmen denkt Wittgenstein nicht starr. Es handelt sich um »ein sehr kompliziertes, filigranes Muster, das wir zwar nicht nachzeichnen könnten, aber nach einem allgemeinen Eindruck wiedererkennen.« (Ms 137, S. 53b) Das ist der Formenreichtum des Lebens. Er bewirkt, dass wir nicht sicher sein können, ob Einzelheiten tatsächlich dem gewählten Muster unterliegen. Am Beispiel des Regelfolgens – Regeln sind ausformulierte Handlungsmuster – hat Wittgenstein diskutiert, dass es unmöglich ist, die Praxis mit einer Schablone so fix zu determinieren, dass zwischen der Mustervorgabe und der Zuordnung der

spezifischen Ausführung keine Lücke entstehen kann. »Könnte also Bestimmtheit nur dort sein, wo regelmäßige Lebensläufe sind? Was tun sie aber, wenn ihnen ein unregelmäßiger Fall unterläuft?« (Ms. 137, S.59b). Drei Alternativen stehen zur Verfügung. Erstens bestehen »regelmäßige Lebensläufe«, bezüglich derer Sprachspiele präzise definiert sind. Zweitens ist es öfters schwierig, innerhalb eines Lebenslaufes über seine Regelmäßigkeit klar zu kommen. Dann fällt die Zuordnung eines Sprachspiels zu einem der angebotenen Muster schwer. Und mit der dritten Möglichkeit gelangen wir im Kontext der Vorstellung vom »Sprachmuster« in den Bereich des Vor-Definiten. »Ein Lebensmuster ist die Basis einer Wortverwendung. Das Muster ändert sich. Das Sprachspiel kommt ins Wanken.« (Ms 167, S.16r) Der Stabilisierungsfaktor, dessen sich Menschen gerne bedienen, ist zeitweise instabil. »Mir fehlen die Worte.« Eindrucksvoll formulierende Philosophen (m/w) sprechen von »Sein und Zeit«. In Wittgensteins Bild zur Verständigung über die Begriffsverwendung ist der Zeitfaktor vorgesehen. Ein Band, dem ein Muster aufgeprägt ist, läuft regelmäßig fort. »Das Band zieht an mir vorbei.« (Ms. 169, S.68v) Die Abläufe, die uns Gelegenheit geben, an ihnen Muster zu erkennen, enthalten Brüche. Das ist die Seite, an welcher die Formen in Richtung Unbestimmtheit weisen. Wir können uns »den Hintergrund« als »kompliziertes filigranes Muster vorstellen«, aber auch als weniger organisiert. »Der Hintergrund ist das Getriebe des Lebens. Und unser Begriff bezeichnet etwas in diesem Getriebe.« (Ms. 137, S.53b). Begriffe stehen doppelt auf dem Prüfstand. Sie sind – unvollkommen – mit Lebensmustern korreliert und sie bleiben »im Trockenen« zurück, wenn sich diese Muster ändern. Wenn die vorläufige Orientierung in den »Handlungen der verschiedenen Menschen, wie sie durcheinanderwimmeln« (Ms. 137, S.54b) verlorenginge, »wenn nun einmal Anomalien in dem Muster auftreten ...« (Ms. 137, S.98a), verschwimmen die Bezugsebenen für Sprachausdrücke. Es ist nicht mehr entscheidbar, ob sie relativ auf ein anderes, bereitstehendes Muster zu verstehen sind, oder ob überhaupt die Sicherheit eines Musters fehlt. Die misslungene Einrichtung der Netzwerkkarte eines Computers

[HRACHOVEC(1996)] kann durch eine Fehlkonfiguration verursacht sein – oder die Karte ist defekt. Hierauf ist Otto Neuraths Spruch gemünzt, wir seien wie Seeleute, die ihr Schiff »auf offener See umbauen müssen, ohne es jemals in einem Dock zerlegen und aus besten Bestandteilen neu errichten zu können.« [NEURATH(1932/1933)], S.206

Unentbehrliche Formsachen

Die Abstufungen von der Präzision zum Gewimmel sind dargestellt. Wittgenstein zieht den ganzen Bogen, vom Formalismus einer kontrollierbaren Sprachkonstruktion zu den verschiedenartigen Perturbationen, denen ihre Festlegung ausgesetzt sein kann. Die Lebensformen unterliegen ihrerseits dem »Strom der Welt« (Ms. 209, S.18) Worin liegt nun der Halt, den wir unter diesen Umständen erwarten können? Kommt diese Analyse nicht letztlich doch darauf hinaus, dass Wittgenstein die Frage nach bedingungsloser Orientierung im Lauf der Dinge aufgibt?

Sowohl der Entwurf der Seinsgeschichte, als auch das Bild des fortlaufenden Bandmusters, implizieren, dass es in der Welt für Menschen keine definitiv sicheren Haltestellen gibt und dass auch Formkonventionen wie Bildung sie nicht herbeizaubern können. Die Frage ist darum: Wie haben wir uns die Gestaltanteile zu denken, die unser Leben mit bestimmen? Eine Überlegung aus 1930 gibt prägnante Auskunft. Es handelt sich um eine allgemeine These, die in Verbindung mit einem Beispiel expliziert wird. Den Anfang macht eine Frage, die direkt in das Umfeld von Datenbanken passt. Ihr Bezugsfeld sind tote, d.h. aus dem menschlichen Zeitverlauf herausextrahierte Daten. »Wenn die Welt der Daten zeitlos ist, wie kann man dann über sie reden? « (Ms. 209, S.18) Menschen stehen im »Strom des Lebens«; sie unterliegen dem Gewimmel. Eine abgezirkelte Ordnung trifft auf den Lauf der Dinge.

Der Schnittpunkt liegt im Aussagesatz. Er ist ein zeichenartiger Sprachextrakt mit einer entscheidenden Besonderheit: dieser Extrakt unterliegt der Meinungsbildung und dem Urteil.

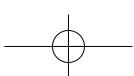
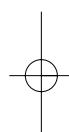
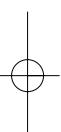
Menschen einigen sich darauf, eine solche Wortkombination zur Befestigung gemeinsamer Verhaltensweisen zu verwenden. »Unsere Sätze werden von der Gegenwart verifiziert.« (a.a.O.) Die Übereinstimmung zwischen Personen, die in einer Welt verbunden sind, geschieht in der gelebten Gegenwart. Sie produziert die *checkpoints*, an denen einander das Leben der Sprachgruppe und die Datenstrukturen treffen. Allgemein betrachtet ist das eine Variation der dreigliedrigen Abstufung »Einzelfall – Lebensform – Unergründlichkeit«. Zusätzlich illustriert Wittgenstein seine These. Die angesprochene Struktur findet sich in alltäglichen Beispielen wieder, z.B. einem Maßstab. Er ist ein Kompositum, ein physisches *Ding*, das eine bestimmte *Länge* hat. Ein Weltbestandteil, den wir als Messgerät verwenden. Aus dieser Verwendung bezieht es seine Form; sie ist ein Muster, dessen wir uns bedienen, um Einzelvekommen zu kategorisieren.

In diesem Falle kann man auch nicht sagen: Ja, der Maßstab mißt die Länge trotz seiner Körperlichkeit, freilich, ein Maßstab, der nur Länge hätte wäre das Ideal, wäre quasi der reine Maßstab. Nein, wenn ein Körper Länge hat, so kann es keine Länge ohne einen Körper geben. [WITTGENSTEIN(2000)], Ms.209, S.18

Die Schablone macht nur Sinn im Zusammenspiel mit den Aufgaben (der Längenmessung), für welche wir sie entworfen haben. Die Hinweise sind in gewisser Weise banal, man könnte paraphrasieren: Form besteht nicht ohne Inhalt.

Doch das Beispiel enthält eine prinzipiellere Lehre. »Die Länge« ist zwar abstrakt, aber nicht so entrückt, dass sie nicht auf *dieses* Messding abgestimmt wäre. Faktische Maßstäbe nehmen an dieser Vorausbestimmung innerhalb der Praxis des Messens teil. Unsere Sätze sind nicht *irgendwelche* Zusammenstellungen von Wörtern. »Sie müssen das Zeug haben, um von ihr (der Gegenwart h.h.) verifiziert werden zu können.« (a.a.O.) Wenn diese Abstimmung zwischen der Materialität und der Formvorgabe das entscheidende Moment ist, steht und fällt das menschliche Verhalten in der Welt mit ihr. Einen Maßstab zu verwenden *heißt*, über eine Praxis zu verfügen, die eine »Form des Maßstabs« (die

Länge) mit einer Singularität (diesem Stock) synthetisiert. Wittgenstein weiß wohl, dass Gummibänder dieser Aufgabe schlecht, aber manchmal doch gewachsen sind, und dass es keine universal einheitliche Lebensform des Messens gibt. Aber *das* ist unbezweifelbar: Damit jemand messen (und einen Beitrag zur Diskussion des Messens liefern) kann, muss sie sich auf diesen Typ der Synthesis einlassen. Es ist nicht möglich, Materialität und Formeinwirkung separat nebeneinanderlaufen zu lassen und zu verstehen, was eine Messung ist. Für Sätze gilt dann, dass sie in einem Gebrauch »beheimatet« sind, der ihre Gestalt mit einer Situation verbindet. So erhalten sie die Spannung, die sie der Welt entgegenbringen. Sie geht verloren, wenn man die Kooperation der beteiligten Faktoren auseinanderdividiert. Messungen, oder aber Behauptungen, sind nicht unerschütterlich und können verblassen, überlagert werden, zerfallen. Und dennoch: ohne sie geht nichts. In ihnen hat sich eine Form im Gewimmel festgesetzt. Die Ideen, Urbilder und Paradigmen, unter deren Aufsicht die weisen Männer menschliches Verhalten stellen wollten, haben ihre Endgültigkeit verloren. [HRACHEV(1992)] Trotzdem: Um miteinander auskommen zu können, müssen Menschen unablässig den Zeitablauf durchkreuzen und Position beziehen. Sie verwenden eine Form; sie unterbrechen die Verkettung der Ereignisse. Der Bus hält an provisorischen Haltestellen nicht provisorisch.



Reformulierungen, Reformen, Refugien

Eine »gebildete Person« kennt und befolgt Formen, die sie als kultiviert ausweisen. Sie sind ihr nicht äußerlich. Gebildete haben die normativen intellektuellen Vorgaben ihrer Gesellschaft ins Leben integriert. Sie beherrschen die herrschenden Formen. Damit sind sie eine Art Oberschicht. Nicht Adel, Politiker oder Wirtschaftsbosse, sondern Repräsentantinnen des »Kulturlibens«, auf das sich Staaten einiges einbilden. Die vorangegangenen Kapitel haben Strukturmerkmale dieses Bildungsbegriffes untersucht und festgestellt, dass er aus der Fugen geraten ist. Die Motive, die er synthetisiert, bestehen noch, aber sie lassen sich nur mehr mit Mühe zu jenem lebensbestimmenden Bogen spannen, den uns die Theoretiker der Sozialisation durch Aneignung eines kulturellen Kanons anbieten. Der Nachweis dieser These wurde kompakt, unter Berufung auf einige zentrale Texte dieser Tradition, geführt. Das Abschlusskapitel ist demgegenüber impressionistisch.

Die Skizze einiger Entwicklungslinien der europäischen Philosophie führte zu einem zwiespältigen Ergebnis. Theoretikerinnen, die sich des Themas Bildung annehmen, sind (verkürzt gesagt) Nostalgiker und/oder Eklektikerinnen. Nostalgisch ist die Klage über die vergangene Blüte. Der Eklektizismus bietet zwei Varianten. Eine besteht darin, unter dem Generalvorbehalt des verlorenen Zustands einzelne Gedanken herauszugreifen und auf Sachgehalt und Brauchbarkeit zu prüfen. Diese Option verbindet die abendländische Rückschau mit Guerillataktiken. Zur Dekonstruktion passt der Glaube an eine andere Welt. Weniger anspruchsvoll ist eine zweite Art, die nach der Feststellung des Verblassens großer Erzählungen die bestehenden Sachverhalte prüft und sich zu orientieren sucht.⁵¹ Die Varianten lassen sich nicht sauber trennen. Bestehende Sachverhalte haben eine Geschichte, die ihrerseits in forschrittsfreundlichem, oder aber verlustgeprägtem Ton, auf Sachverhalte zurückgreift. Die Diagnose des vorliegenden Buches belässt es bei diesem Resultat.

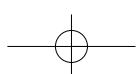
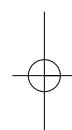
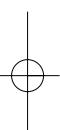
Der gesellschaftspolitische Stellenwert von Bildung ist damit kaum berührt. Dabei handelt es sich um andere Fragen. Die Zugänglichkeit des Bildungssystems eines Staates, seine Kosten und sein Erfolg in der Beförderung persönlicher Ambitionen und des Gemeinwohls stehen im Vordergrund. Die Verbindung zwischen politischen Programmen und gedanklicher Fundierung ist lose geknüpft. Nach Prüfung der vorgelegten Quellen ist nicht ersichtlich, wie philosophische Arbeit gegenwärtig daran etwas ändern könnte. Wohl aber ist diese Tätigkeit selbst ein Teil der kontroversen Verhältnisse im Streit um Bildung. Universitäten als Institutionen unterliegen wechselnden politischen Zugriffen, gegen die sich ihre Mitglieder bisweilen heftig zur Wehr setzen. Als starker Einfluss hat sich im letzten Jahrzehnt die Deregulierung dieser staatlich etablierten Bildungsanstalten nach Marktprinzipien erwiesen.

Davon war bis jetzt in diesem Buch wenig die Rede. An Jacques Derridas Manifest ist die Opposition gegen die Zweckwidmung der akademischen Tätigkeit sichtbar geworden. Es gehört zum ersten Typ von Eklektizismus. Das folgende Kapitel vertritt die andere Art. Es greift einige Blickpunkte heraus, die in der Debatte hilfreich sein können. Eine Opposition zwischen Kulturwissenschaften und Wirtschaftsinteressen aufzubauen ist nicht schwierig. Die Manager bieten reichlich Anlass zur Kritik. Verdeckt bleibt dabei die Möglichkeit, aus einer solchen Konfrontation auch zu lernen. Im Folgenden werden beide Optionen demonstriert.

Eine zwischenzeitlich populäre Kombination zwischen Bildung und Datenbanken sind »Wissensbilanzen«. Hier wird, so suggeriert der Ausdruck, mit Bildungsgütern Rechnung gemacht. Eine erste Glosse befasst sich mit diesen Zwischensummen des »intellektuellen Kapitals«, die auch ins Universitätsmilieu durchschlagen. Der Begriff ist dubios, doch es ist nicht sinnlos, produktive Beziehungen zwischen wirtschaftlichen Interessen und theoriegeleiteter Forschung herzustellen. Als Beispiel skizziere ich in einer zweiten Glosse Grundgedanken der »Wachstumstheorie«. Sie betrifft unter anderem die Frage, wie »geistige« Impulse, die einen bedeutenden Beitrag zur Produktivität moderner Gesell-

schaften leisten, in der ökonomischen Theorie einzuordnen sind. Es zeigt sich: in der Nähe zu Platon.

Das sind zwei Seitenblicke eines Philosophen in den Bereich des Managements und der Volkswirtschaftslehre. Konkreter (und autobiographisch) werden die beiden abschließenden Segmente. Eine einschneidende Reorganisation des Hochschulwesens im Hinblick auf internationale Vergleichbarkeit und deregulierte Konkurrenz ist die Bolognareform, welche österreichischen Universitäten per Gesetz verordnet wurde. Ein Rückblick auf diesen Vorgang an der Universität Wien analysiert das Grundmuster der Umstellung. Er fasst die Erfahrungen des Autors (des Vorsitzenden der zuständigen Curricularkommission) zusammen. Diese Tätigkeit war weit entfernt von den hier dargestellten Überlegungen zu Bildung. Der Bericht markiert einen politisch-organisatorischen Gegenpol; die Frage der Vermittlung bleibt offen. Auf einem Umweg wird zuletzt versucht, im Kleinen einen Gesamteindruck wiederzugeben. Als Reaktion auf die Bologna-reform, und inspiriert vom idealistischen Bildungsbegriff (»Bildung statt Ausbildung«), kam es im Spätherbst 2010 zu massiven Protesten der Studierenden an Österreichs Hochschulen. Das Auditorium Maximum der Universität Wien war wochenlang besetzt. In diesem Kontext hielt ich eine Anfängerübung, die ein Wiki begleitete.⁵² Eine Montage aus Beiträgen in dieser kooperativen Plattform vermittelt Eindrücke vom Geschehen. Die Demontage des emphatischen Begriffes, zugleich seine Wiederinbetriebnahme, und die Erschließung eines neuen Mediums zur Unterstützung kollegialer Lernvorgänge, finden gleichzeitig statt. Einfacher ist der Problemstand nicht zu präsentieren.



Wissensbilanzen

Ein ehemaliger Trainer der österreichischen Fußballnationalmannschaft sagt in einem Interview über seine Tochter: »Die Michaela hat immerhin einen Doktor-Titel, und der ist mehr wert als alle meine Fußball-Titel zusammen.«⁵³ So sieht eine Rangordnung in europäischen Kulturstaatn aus. Expertise am Fußballfeld ist eine profitable, aber letztlich eingeschränkte Sache. Wirklich wertvoll ist die akademische Ausbildung. Das Doktorat verbürgt nicht einfach gut dotierte Posten, sondern eine Befriedigung höherer Art. Die Auskopplung vom direkten Umsetzungsdruck des handwerklichen oder firmengesteuerten Tagesgeschäftes verleiht Souveränität und Sozialprestige. In dieser Linie liegt auch die Auffassung, dass die Beschäftigung mit Wissen für sich alleine wertvoll ist, sei es wegen der sachlichen Attraktivität, sei es, weil sie ins Bild des Menschen als eines vernünftigen Akteurs passt.⁵⁴

Die Einschätzung Josef Hickesbergers ist zunehmend antiquiert. Am Organisationswandel der Universitäten lässt sich die Erschütterung der konventionellen Reihenfolge des Bildungssystems gut verdeutlichen. Die Wiener Situation, in der das Universitätsgebäude ähnliche Repräsentationsaufgaben erfüllt, wie das Parlament, zwei große Museen und das Burgtheater, ist ein Extrem, doch sachlich spiegelt sie die Rolle der Hochschule als einer staatlichen Schlüsselinstitution schräg vis à vis vom Regierungssitz. Vom Kaiser bis zu den Wissenschaftsministern (m/w) der 90-er Jahre des vergangenen Jahrhunderts stand das österreichische Universitätswesen unter der Führung einer Bürokratie, die – fachlich offenbar unbefugt – das Protektorat des Staates über seinen tertiären Bildungssektor ausübte.

Akademisches Wissen wurde in dieser politischen Konstellation durch eine Behörde vor der Vermischung mit zweckorientierten kognitiven Kompetenzen geschützt. Die Universitäten haben, so wenig wie die Post oder die Energieversorger, als nationale Monopole Zukunft. Zu eklatant ist der Widerspruch zwischen der

großen Geste, mit welcher die Regierung direkte Verantwortung für die Wissenschaftsentwicklung der Nation übernahm, und ihrer Unzuständigkeit in allen Detailfragen, die faktisch dazu führte, dass eine kleine Gruppe akademischer Funktionäre die Vorgänge in dieser Reservation bestimmte. Anstelle des Modells von Staatsbeamten (m/w) im universitären Sondereinsatz trat das Vorbild der Firmenorganisation mit Vorstand, Aufsichtsrat und Betriebsrat. Die Hochschulen sind selbst verantwortlich für ihr Auftreten am Bildungsmarkt. Sie verhandeln mit dem Ministerium um die Ressourcen, die sie zur Erfüllung der akkordierten Zielvorgabe benötigen. Der Paradigmenwechsel provoziert einen Identitätskonflikt, der sich in den betroffenen Institutionen in unterschiedlicher Stärke bemerkbar macht. Hans N. Weiler hat konstitutive Ambivalenzen der deutschen Universitäten beschrieben. Sie betreffen Autonomie, Reformen, Hochschulzugang, (Inter-)Nationalität und die Rolle der Studierenden. Letztlich deuten sie darauf hin, dass sich zwei Auffassungen von Wissen gegenüberstehen:

Here there reigns, on the one hand, the time-honored notion of the academy as the place where knowledge is pursued for its own sake. On the other hand there prevails – in its crassest form – what has come to be known as the notion of shareholder value. In this kind of ambivalent perspective, scholars are at once seen as independent high priests of knowledge, or as public servants of whom certain outcomes are expected. [WEILER(2005)] S.15f

Die Phrase »hohe Priester der Wissenschaft« kommt nicht von ungefähr. Zweifellos ist das moderne Leben durchgängig von Ergebnissen wissenschaftlicher Arbeit geprägt, doch die »angewandte Forschung« erreichte selten das Prestige der Grunddisziplinen. Darwin, Einstein, Freud und Foucault konnten im Windschatten des alten akademischen Systems unterkommen, ohne den Geldgebern die Nützlichkeit ihrer Untersuchungen vorweg nachweisen zu müssen. Ein Unternehmen, das den Erfordernissen von Nachfrage und Angebot von »Bildungsgütern« zu genügen hat, wird nur beschränkten Wert auf Prinzipienwissen legen.

Die »university of culture« (Bill Reading⁵⁵) repräsentierte einigermaßen homogene nationale Traditionen und berief sich auf ein simples Modell des Wissenstransfers, dem gemäß sich die Ergebnisse ihrer Grundlagenforschung sukzessive in den Anwendungsbereichen, insbesondere der Wirtschaft, ausbreiteten. »The university of culture is no more.« [COWAN(2005)] S.3 Einen lebhaften Eindruck der Hoffnungslosigkeit akademischer Würde bietet die kleine Schrift Jacques Derridas über die Universität, die schon im vorigen Kapitel kommentiert wurde, und in welcher der Meister der Dekonstruktion die von ihm selbst unablässig zerlegten Traditionszusammenhänge um das suggestive Wort »Professor« (Bekannter) neu zu bündeln versucht. [DERRIDA(2001)] Und die Proliferation von Expertise in Innovationssystemen erweist sich bei näherem Zusehen auch als kompliziert zwischen diversen gesellschaftlichen Akteuren verschaltet.

Universitäten partizipieren an einer multivalenten Kooperationsumgebung und werden darauf angesehen, was sie zur ökonomischen Entwicklung beitragen. Ihre innovative Kapazität ist ein geteilter Segen, sofern sie dazu eingesetzt wird, die relative Eigenständigkeit der Hochschulen vom Tagesgeschäft auszuhebeln.

Weil sie gänzlich unabhängig, ganz auf sich gestellt ist, bleibt die Universität auch eine schutzlos preisgegebene, einzunehmende, zuweilen zur bedingungslosen Kapitulation verurteilte Festung. Wohin sie sich auch begibt, sie sthet kurz davor, sich preiszugeben. Weil sie es nicht duldet, daß man ihr Bedingungen aufzwingt, ist sie, blutleer und abstrakt, manchmal gezwungen, sich bedingungslos zu ergeben. [DERRIDA(2001)] S.17

Paradigmatisch nennt Robin Cowan die Beispiele zweier kanadischer Mediziner (m/w), deren Laborarbeit mit den Interessen von Pharmakonzernen kollidierte, welche die betreffende Forschungsinstitution subventionierten.⁵⁶ Der Typus des Hochschullehrers (m/w) war bisher von jenem der Unternehmerin (m/w) deutlich unterschieden. Die Frage, ob eine Behauptung zutrifft,

wurde von ihrer Nützlichkeit meist getrennt gehalten. »Die Forschung und ihre Lehre ist frei« bedeutete ein staatlich verbrieftes Privileg zur Wahrheitssuche. Die Geisteswissenschaften, die derart klischeehafte Vorgaben selbst energisch demontiert haben, sind nicht die besten Advokaten eines geschichts-enthobenen Standards für die eigene Tätigkeit. Als neue Richtschnur bietet sich die Wirtschaft an. Die Ausführungen eines Promotors des österreichischen Universitätsgesetzes 2002 exemplifiziert die Situation.

Die Universitäten geraten in den Sog betriebswirtschaftlicher Betrachtungen. Natürlich sind sie schon lange Unternehmen (*sui generis*), die Veränderung betrifft die Legitimation und damit auch das Selbstverständnis der Institution, darum auch ihre Existenzberechtigung. So prognostiziert der Soziologe Stefan Titscher, als Sprecher einer Steuerungsgruppe des österreichischen Wissenschaftsministeriums:

In den kommenden Jahren wird sich die Einstellung der universitären Hauptakteure dahingehend verändert haben, dass zwei Stufen der Transformation als selbstverständlich angesehen werden: Zunächst wird Kapital in Wissen transformiert, und in einem zweiten Schritt wird (neues) Wissen in Kapital umgewandelt. Dass diese zwei Stufen als selbstverständlich angesehen werden, meint, dass sie als die Kernprozesse universitärer Produktion begriffen werden. [TITSCHER(2004)]

S.123

Der Staat investiert in die wissenschaftliche Tätigkeit, die sich in der Folge in Renditen umsetzen lässt. Das ist der grobe Kern, der gleich anschließend durch eine Modifikation adaptiert wird. Titscher beruft sich auf den erweiterten Kapitalbegriff Pierre Bourdieu, der aus der Analyse der Hegemonialstrukturen sozialer Systeme stammt.

Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass hier der Kapitalbegriff – analog zu Pierre Bourdieu – weiter gefasst wird und nicht nur ökonomisches, sondern auch kulturelles Kapital (wie Fähigkeiten, Qualifikationen), soziales Kapital (das sich in Beziehungen, Verpflichtungen niederschlägt) und

symbolisches Kapital (manifestiert in Rankings und anderen Prestigewerten) meint. [TITSCHER(2004)] a.a.O.

Das flache ökonomische und das differenzierte soziologische Verständnis von Kapital verschränken sich in einer aufschlussreichen Hybridform. Das eine ist eine Finanztransaktion, das andere ein Entwicklungsprozess innerhalb einer Organisation. Es ist ein Unterschied, ob jemand den Gehalt einer Professorin zahlt, oder ob die Professorin in eine Berufungskommission nominiert wird. Bourdieus Analogie der Wertschöpfung ist sicherlich suggestiv, doch sie wird bedenklich, wenn die analogisierten Bereiche in eine gemeinsame Konstruktion gepackt werden. Das Kapital₁ des Ministeriums induziert Kapital₂ der Universitäten, die ihrerseits aus Kapital₂ Kapital₁ und Kapital₂ generieren. Geld macht wissenschaftliche Qualität und diese Qualität macht Geld. Schließlich zählen beide Faktoren als »Kapital«. Zur politischen Rechtfertigung des Universitätsbudgets ist diese Formel gut genug. (Österreichs berüchtigte »Weltklasseuniversitäten«.) Für den feineren Geschmack steht die Differenzierung im Kapitalbegriff bereit. Sie ist in diesem Kontext strategisch doppelbödig.

Ein blendender Terminus für diese Doppelbödigkeit ist *Wissensbilanz*. Titscher kommentiert seine Anleihen an Bourdieu mit einem Querverweis auf das Universitätsgesetz 2002. »In dürrer Gesetzeslogik kommt dies in der Wissensbilanz zum Ausdruck, die Universitäten dem neuen Gesetz zufolge legen müssen.« [TITSCHER(2004)] a.a.O. Die Modifikation des Kapitalbegriffs greift auf die Konzeption des Wissens über. Sofern er in Bilanzen erfasst wird, handelt es sich um einen quantitativen Faktor im betrieblichen Rechnungswesen. So einfach ist es auch hier nicht (immer) gemeint. Da Wissen eine Ressource eigener Art ist (»kulturelles Kapital«), bedarf es einer neuen Variante von Bilanz. Die Anverwandlung des Hochschulbereiches an die Marktwirtschaft bedient sich einer semantischen good cop/bad cop Strategie. Die beinharten ökonomischen Kategorien wechseln mit der konzilianten Position: »Das sind keine konventionellen Rechnungsabschlüsse.«

Um die Bedeutung dieser begrifflichen Doppelperspektive richtig zu ermessen, ist ein weiterer Argumentationsstrang zu beachten. Die Universitätsreformer haben auf eine skandinavische Entwicklung zurückgegriffen, die auf Anomalien des Aktienmarktes reagiert. (Vgl. [DAUM(2003)], [GRÜBEL (2004)]) Firmen wie Microsoft oder Oracle erreichen Börsennotierungen, die hundertfach über den materiellen Kennzahlen liegen, die nach herkömmlicher Methode ihren Wert bestimmen. Intuitiv liegt das daran, dass ihre Erfolgsaussichten nicht auf Immobilien oder Zugang zu Rohstoffen begründet sind. Ihr *know how* zählt, das Ensemble an Ideen und Fertigkeiten, welches ihnen die Erschließung der Zukunftsmärkte der Informationsgesellschaft erlaubt. Ein Faktor, der zu derart eklatanten Erfolgen führt, verdient sorgfältige Prüfung. Eine Angestellte weiss, wie sich die Entscheidungsabläufe besser organisieren lassen; sie weiss, wo zusätzliche Ersatzteile zu beschaffen sind und kennt die Experten für Steuerfragen. Firmen setzen sich aus mannigfaltigen derartigen Kompetenzen zusammen, sie besitzen, nimmt man die jüngst erweiterte Terminologie zu Hilfe, soziales Kapital.⁵⁷ Die Wortwahl hat einen gezielten Effekt. Was früher eine diffuse Mischung aus – unter anderem – Personalpolitik, Sachkompetenz, Routine, hierarchischen Traditionen, Aussenkontakten und Mitarbeitermotivation gewesen ist, wird in ein Mess-System normalisiert. Kapital muss schließlich auf irgend eine Weise quantifizierbar sein. Sieht man die Literatur zur Einführung von Wissensbilanzen durch, findet man gute Gründe dafür, Interna moderner Unternehmen auf diese Weise darzustellen.

Bei der Planung, Steuerung und Kontrolle von Intangibles steht für die Unternehmen, die zunehmend von immateriellen Vermögenswerten abhängen, nicht die Frage im Vordergrund, wie hoch der monetäre Wert des intellektuellen Kapitals einer Organisation ist. Eine objektive Ermittlung ist kaum möglich und deren Nutzen unter dem Gesichtspunkt der Unternehmensführung ohnehin fraglich. Viel wichtiger ist doch die zielgerichtete Gestaltung des intellektuellen Kapitals zur Steigerung des Unternehmenswertes und damit im Endeffekt die Transformation von Intangibles in monetäre Resultate! [STOI(2004)] S.14

Zu diesem steuerungstechnischen Ansatz gibt es das mitarbeiterinnen-freundliche Pendant:

Weiters wird eine verbesserte Orientierung der Mitarbeiter über die Wissensbestände in der Organisation erreicht. Zentral aber ist die Entwicklung einer gemeinsamen Sprache über das Wissen innerhalb des Unternehmens sowie Transparenz über Zugang zu Wissen: Wie reden wir über Wissen? Wer kann bei spezifischen Problemen (etwa der Produktionsplanung oder der Materialauswahl) gefragt werden?

Die gemeinsame Sprache zu einem spezifischen Thema wie Wissensmanagement zu entwickeln, erfordert die Teilnahme aller betroffenen Gruppen und Abteilungen. [BORNEMANN(2004)]

Ein weiterer Faktor ist die verbesserte Aussendarstellung des Unternehmens, das durch derartige Rechenschaftsberichte aussagekräftiger auftritt, als in den gängigen Informationsbroschüren. Consulting Büros nehmen sich dieser neuen Entwicklung an. Für den Bereich der Universitäten lohnt sich jedoch die Frage, welches Licht diese Betrachtungsweise auf ihre Tätigkeiten wirft. Das österreichische Wissenschaftsministerium ist vorgeprescht. Während in ganz Deutschland, glaubt man dem »Wissensbilanz-Blog«, noch im Sommer 2008 einzig der Stiftungslehrstuhl Tourismus an der katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt eine Wissensbilanz veröffentlicht hatte⁵⁸, ist sie für alle österreichischen Hochschulen ab 2006 verpflichtend. Per Verordnung ist festgelegt, wie das Sozialkapital und die Produktionsprozesse der Lehranstalten zu erheben sind. Unter »Humankapital« fallen das Personal, die Habilitations- und Berufungszahlen, Auslandsaufenthalte, Gastforscherinnen und »Anzahl der Personen, die an Weiterbildungs- und Personalentwicklungsprogrammen teilnehmen.«⁵⁹ »Strukturkapital« enthält Großgeräte und die Nutzfläche pro Universität, überraschender Weise aber auch Aufwendungen zur Frauenförderung und für Studierende mit Behinderungen. »Beziehungskapital« umfasst Gutachtertätigkeit, Funktion in wissenschaftlichen Gremien und – ohne Scherz – die »Anzahl der Entlehnungen an Universitätsbibliotheken« (Ziffer II.3.5). Auf 30 Seiten wird in

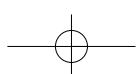
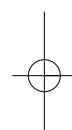
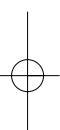
einem Anhang spezifiziert, welchem Datenformat die einzelnen Angaben zu genügen haben.

Für Wissensbilanzen lässt sich ins Treffen führen, dass sie die Transparenz immaterieller Arbeitsabläufe in und zwischen Teams fördert und damit – es muss sich rechnen – auch den Wert der Produkte steigert. Was das Ministerium vorschreibt ist dagegen die Erhebung ausgesprochen inhomogener Kennzahlen. Personalstand und Habilitationsquoten und die Anzahl von Kursbesuchen zur Personalentwicklung charakterisieren (unter anderem) das »Humankapital«. Offen bleibt, ob »geschenkte« Habilitationen und die Teilnahme an Brandschutzübungen dieses »Kapital« erhöhen und wer entscheidet, ob eine hohe Quote negativer Leistungsbeurteilungen in Lehrveranstaltungen als Zeichen für Qualitätsanspruch oder mangelnde Didaktik zu nehmen ist. Das Anschauungsbeispiel der Verordnung aus dem Wissenschaftsministerium macht deutlich, dass die humanistische Gänsehaut, die bei Ausdrücken wie »Beziehungskapital« entstehen mag, einen sentimentalnen Nebeneffekt darstellt. Wenn die »Anzahl von Aktivitäten an Universitätsbibliotheken« als so eine Beziehungsgröße angegeben wird, macht es wenig Unterschied, was jemand sonst noch als eine Art Kapital bewertet. Abgesandte e-Mails, affichierte Plakate. Deutlich ist eine Fehl-Passung zwischen dem griffigen Namen »Wissensbilanz« und der Realität des akademischen Lebens. Staatliche Kontrollorgane benötigen eine checklist für politische Entscheidungen, das wird die Diskussion über solche Rechenschaftsberichte nicht weiterbringen. Instruktiver ist es, sich anzusehen, wie Forschungseinheiten die Vorgabe verwenden, um sich der Öffentlichkeit im rechten Licht zu präsentieren. Dort grenzt die Universität an Marktabläufe. Es bedarf nur geringer Phantasie, um sich das Aussehen der Schriftstücke vorzustellen, die von trendbewußten akademischen Einrichtungen vorgelegt werden.⁶⁰ In ansprechendem graphischen Design versichert der Vorstand eingangs mit Foto und faksimilerter Unterschrift, dass die Entwicklung des vergangenen Jahres sehr positiv verlaufen sei. Es folgen – eventuell nach einem »mission statement« – Neuigkeiten aus dem Betrieb, die Aufstellung der Mitarbeiterinnen (m/w) und Projekt-, Publi-

kations- sowie Reiselisten. Tabellen mit Kennzahlen, wie sie das Ministerium verlangt, sind dezent eingefügt. Ein Ausblick schließt mit Dank an die Mitarbeiterinnen (m/w) und der Bitte, dem Rechnungsleger weiterhin das Vertrauen zu bewahren. Aus Sicht der alten Wissenselite sind diese Broschüren überflüssige Verpackung. Sie konnte sich auf die Selbstverständlichkeit des Fächerkanons und die Bestandsgarantie durch die nationale Bildungsaufsicht stützen.

Qualitativ hochwertiges Wissen boten die dazu designierten Institutionen kraft ihrer Tradition und ihres Auftrags. Genau diese Befähigung versuchen nun kleinere, kompakte Ausbildungs- und Forschungsgruppen für sich zu reklamieren. Die Ironie eines Gesetzes, das Wissensbilanzen für Universitäten vorschreibt, liegt darin, dass diese Verstaatlichung sich auf einem Abstraktionsniveau bewegt, das den Zweck der Übung, nämlich die Dokumentation wissenschaftsspezifischer Verläufe, annuliert. Die neo-liberalen Planungsagenturen sitzen einem Phantom von »Wissen« auf, ausgerechnet dort, wo sie Wissen besser handhaben wollen.

Diese Tätigkeitsberichte wenden sich an Teilnehmerinnen (m/w) am deregulierten Bildungsmarkt, welche den alten Prestige-Regeln nicht mehr vertrauen. Die Rhetorik des Fortschritts, der Kooperation und sozialen Verantwortung, welche die Informationen zum Ausbildungsangebot umrahmen, gehören ebenso zum öffentlichen Auftritt, wie das gediegene Layout auf Hochglanz. An der Tatsache, dass in den reichen Konsumdemokratien das Aussehen der Produkte einen maßgeblichen Erfolgsfaktor darstellt, führt kaum ein Weg vorbei. Und insofern »das Produkt Wissen« zunehmend nach wirtschaftsnahen Kriterien gesehen und beurteilt wird, ist die dargestellte Entwicklung weder überraschend, noch *per se* verwerflich. Wer noch niemals finanzielle Unterstützung für die Arbeit an einem gesellschaftlich attraktiven Zweck genommen hat, werfe den ersten Stein.



Ökonomie

»Wissensbilanzen« sind ärgerlich, aber geringe geistige Herausforderungen; Symptome, nicht der Misstand. Das tieferliegende Problem betrifft den Status von Wissen in volkswirtschaftlicher Perspektive. Was hat es dort zu suchen? Es gibt starke Argumente dafür, dass man sich das neu überlegen sollte. Dazu empfiehlt sich ein Exkurs über einschlägige ökonomische Entwicklungen.

Ein nach wie vor wirksames Paradigma der Nationalökonomie ist Adam Smith' Erklärung des »Reichtums der Nationen«, ausgehend von den Faktoren Grundbesitz, Arbeitskraft und Kapital. Die Logik der Arbeitsteilung und der Kapitalakkumulation steigert die Produktivität und wirft die Frage auf, in welchen sozialen Verhältnissen sich dieser Wachstumsschub konsolidiert. Mit dem Scheitern der kommunistischen Planwirtschaften ist Smith' Metapher von der »unsichtbaren Hand« des Marktes, die für eine optimale Verteilung der Ressourcen sorgt, anscheinend bekräftigt worden. Die »neoklassische Schule« setzt auf die erfolgreiche Selbstregulierung des liberalen Wirtschaftssystems.

Die Konkurrenz gewährleistet demnach, dass sich Preise, die sich aus Arbeitslohn und Gewinn berechnen, auf einem niedrigen Niveau einpendeln. Sie entwickelt sich in einem operativen Kontext, der durch das formale Hilfsmittel von »Produktionsfunktionen« beschrieben werden kann. Die Beobachtungen von Adam Smith stellen eine Beziehung zwischen den Faktoren (Grundbesitz, Kapital, Arbeit) fest. Aus ihrem Zusammenwirken erklärt er die Wertschöpfung einer Volkswirtschaft. Die mathematische Blaupause dazu gibt das Schema, das in den aktuellen Lehrbüchern für das Bruttonationalprodukt (**BNP**), sowie die Produktionsfaktoren Arbeit (**A**), Kapital (**K**) und Technologie (**T**) spezifiziert wird:

$$\mathbf{BNP} = f(\mathbf{A}, \mathbf{K}, \mathbf{T})$$

Der Faktor »Technologie« ist um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts in die Gleichung aufgenommen worden. Robert Solow hatte festgestellt, dass der Produktivitätszuwachs der Nachkriegswirtschaft sich aus der Expansion des Arbeitsmarktes und erhöhten Investitionen nicht hinreichend erklären ließ.⁶¹ Eine Variable zur Erfassung des technischen Wissens und der damit (eventuell) verbundenen Effizienzsteigerung der Arbeitskraft erwies sich als notwendig. Ein »Solow residual«⁶² ist der durch die herkömmlichen Faktoren nicht abgedeckte Rest an Produktivität. Auf diese Zusammenhänge greift die Empfehlung von »Wissensbilanzen« zurück. Aktien geben einen berechenbaren Wert wieder, der bei bestimmten Unternehmenstypen weit über dem Betriebsbesitz und dem geschätzten Beitrag der Arbeitsleistung liegt. Die Börsennotierung enthält einen Geldanteil, der auf das firmenspezifische Wissen zurückgreift.⁶³ Die Konstellation ist aus früheren Verhältnissen bekannt. Auf die Frage, warum dieses Buch so teuer sei, kann als Antwort kommen: »Die Autorin hat soeben den Nobelpreis erhalten.« Ein Gebrauchtwagen aus dem Besitz des jetzigen Papstes erzielt einen hohen Erlös. Quantitativ messbare Tauschwerte sind in vielfacher Hinsicht mit Qualitäten verflochten, die sich der rechnerischen Erfassung auf den ersten Blick widersetzen. »Von Treue allein kann man sich einiges kaufen« verkündet die Werbung einer Supermarktkette, die Teile des durch Kundenbindung und Aquisition von Planungsdaten an die Klientele als »Treuebonus« zurückgibt. Hier kann nicht diskutiert werden, nach welchen Kriterien sich die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke (»Treue«) normieren lässt [HRACHEV(1993)], interessant ist ein Effekt der Einbeziehung kognitiver Ressourcen in den ökonomischen Kalkül. Das Verfahren bewirkt nämlich nicht nur – wie die Humanisten (m/w) häufig beklagen – eine Verrechnung menschlicher Werte, sondern umgekehrt auch einen Perspektivenwechsel im Funktionszusammenhang. Wissen ist nicht nur etwas prinzipiell anderes, als Grundbesitz und Arbeitskraft, es verhält sich auch in den wirtschaftlichen Zusammenhängen, welche die moderne Ökonomie durch komplizierte Formelsysteme modelliert, auf unterschiedliche Weise.⁶⁴

Von ökonomischer Seite aus ist die Besonderheit des Wissens Anstoß zur begrifflichen Korrektur vorhandener Theorien. Den fachinternen Effekt kann man im Wechsel zwischen zwei Repräsentationen des »Technologiefaktors« der Produktionsfunktion beobachten. Wachstumstheorie nach R. Solow betrachtete ihn als außerökonomische Größe. Ein jeweils vorgegebener Entwicklungsstand wirkt sich auf das Ergebnis der Kalkulation des BNP aus. Über interne wirtschaftliche Zusammenhänge hat diese Konstruktion nichts zu sagen. Die Berücksichtigung der spezifischen Qualität kognitiver Leistungen durch Paul M. Romer greift dagegen auf extra-ökonomische Intuitionen zurück und baut sie in ein neuartiges Modell ein. [GREENHALGH/ROGERS (2010)]

Think about the basic science that led to the discovery of the structure of DNA. There are some kinds of ideas where, once those ideas are uncovered, you'd like to make them as broadly available as possible, so everybody in the world can put them to good use. There we find it efficient to give those ideas away for free and encourage everybody to use them. If you're going to be giving things away for free, you're going to have to find some system to finance them, and that's where government support typically comes in.

In the next century we're going to be moving back and forth, experimenting with where to draw the line between institutions of science and institutions of the market. ...What's becoming more clear is that it's actually the combined energies of those two sets of institutions, often working on the same problem, that lead to the best outcomes. [ROMER/BAILEY(2001)]

Romer kritisiert die Auffassung, wirtschaftliches Wachstum könnte – gegeben eine Technologiekonstante – durch höhere Kapitalinvestitionen erreicht werden.⁶⁵ (Das war jahrzehntelang die Politik der Weltbank.) Er »ökonomisiert« die Umstände, welche hinter einer solchen Konstante stehen, indem er Eigenarten der geistigen Produktion berücksichtigt, die in der Wirtschaftswissenschaft bisher eine nachgeordnete Rolle gespielt haben. Wieviel ist ein Nobelpreis für Literatur wert? Einerseits handelt es sich um eine unmessbare Größe, andererseits geht aus

Verlagsabrechnungen klar hervor, um welchen Faktor der Buchverkauf und der Marktwert der Preisträgerin gestiegen sind. Die Welten der »Kulturnationen« und der Marktforschung prallen an derartigen Schnittstellen hart aufeinander. Ich schlüpfte probeweise in die Rolle des Wirtschaftswissenschaftlers.

Ökonomische Analysen basieren in der Regel auf der Voraussetzung materieller Konkurrenz bei abnehmendem Grenznutzen. Ein Baum kann entweder für Möbel, oder Papiererzeugung, oder als Heizmaterial verwendet. Mit der Höhe der Investitionen in einen dieser Bereiche sinkt die Ertragsrate. Ein gesättigter Markt reagiert schwächer auf zusätzliche Mittel. Gedanken allgemein, und speziell Formeln, technische Anweisungen und Verfahrensweisen, sind von anderer Art. Nicht umsonst hat R. Solow sie als einen Fundus betrachtet, welcher der gesamten Wirtschaft zur Verfügung steht. Der Fachausdruck für Güter, die beliebig viele Personen benutzen können, ohne einander etwas wegzunehmen, ist »nichtrivalisierend«. Zedernholz hilft gegen Motten, diesen Rat kann jeder Haushalt kostenfrei anwenden. Das heißt zugleich, dass er in wirtschaftlicher Hinsicht keine Rolle spielt, so ist die Rede vom *exogenen* Charakter des technischen Fortschritts zu verstehen. Faktoren, die dem Kalkül des Mangels nicht unterworfen werden können, wirken auf ökonomische Zusammenhänge allenfalls von aussen.

Diese säuberliche Trennung der Domänen könnte von der geisteswissenschaftlichen Fraktion durchaus gutgeheißen werden. Doch sie ist offenbar wirklichkeitsfremd. Es ist kein Übergriff des ökonomischen Verhaltens auf »geistige Werte«, wenn man der Beobachtung nachgeht, dass Gedanken sich bisweilen zu Geld machen lassen und dass richtig platziertes Wissen darum einen *endogenen* Wachstumseffekt bewirken kann. Paul Romer fasst das als die schwer widerlegbare Voraussetzung, dass wirtschaftliche Entwicklung unter anderem an strategischen Entscheidungen von Unternehmerinnen hängt, die auf Forschung und Entwicklung achten. Die Zweckfreiheit der Wissenschaft spielt dabei keine Rolle, insofern ist »endogenes Wachstum« Beispiel für eine »ökonomisierte« Sichtweise. Es ist allerdings instruktiv zu sehen, wie diese Perspektive im fachinternen ökonomischen

Diskurs unerwartete Perspektiven eröffnet. Nichtrivalisierende Güter entziehen sich dem Konkurrenzkampf zwischen Firmen, niemand kann aus ihnen einen privaten Vorteil konstruieren. Wie soll man dann erklären, dass Unternehmen Wissen produzieren, das sich zunehmend schneller und ohne die Beschränkungen materiell fassbarer Produkte ausbreitet? Die Effektivität der weltweit verteilten Forschungsprozesse hängt an der freien Distribution und wechselseitigen Korrektur ihrer Ergebnisse. Je wichtiger sie für die Wirtschaftsleistung werden, desto brisanter wird die Frage, wie aus ihnen Unternehmensgewinn destilliert werden kann.

Eine Antwort ist natürlich das Patentwesen. Seit der frühen Neuzeit haben Stadtregierungen (Venedig) und Landesfürsten Erfindern und Konstrukteuren obrigkeitlichen Schutz für ihre Innovationen zugesichert. [MAY/SELL(2005)], [DEAZLEY(2006)] Ihr Wissen, das mit der Veröffentlichung notgedrungen diffundierte, wurde für einen Zeitraum zu ihren Gunsten monopolisiert. Der Staat bietet gesetzliche Protektion und lukriert ökonomische Impulse. Im Jargon ist Wissen ein »teilweise ausschließbares« Gut. Es kann nicht strikt zurückgehalten werden. Ein Silberbesteck, im Safe verwahrt, ist für den Rest der Welt unzugänglich. Nach diesem Muster wird »geheimes Wissen« vorgestellt, gleichsam als bewachter Kodex im Besitz einer Elite. Aber so verhält es sich mit Wissen nicht. Erstens verlangt der Umgang mit »Geheimwissen« bereits Wissen, sonst gäbe es keinen Unterschied zwischen Betrug und Erkenntniserweiterung. Die Öffentlichkeit muss in der Lage sein, die vorgelegten Geltungsansprüche beurteilen zu können. Und zweitens ist damit ein irreversibler Verbreitungsprozess eingeleitet. Wissen, das nicht angewandt wird, ist kein Wissen.

In pointierten Anekdoten lässt ein Fürst den Architekten seines Palastes umbringen, damit seine Fähigkeiten sich nicht verbreiten können. Das gelingt schon in der Anekdote nicht, noch weniger im Kontext des modernen Marktes, wo jede Neuerung sofort analysiert und reproduziert werden kann. »Ausschließbar« ist Wissen nur insofern sozio-ökonomische Regelungen den Akteuren zur Hilfe kommen. Paul Romers Überlegungen zum endogen verur-

sachten Wirtschaftswachstum führen direkt zur Frage, wie das Verhältnis zwischen den Anreizen zu privaten (und privatisierbaren) Forschungsleistungen und der Öffentlichkeit, die solche Vorstöße sowohl privilegiert, als auch von ihnen profitiert, weltweit gestaltet werden soll.

In einer Reihe von Interviews hat P. Romer die skizzierten fachspezifischen Überlegungen in griffiger dualistischer Terminologie ausgedrückt. Er spricht vom Verhältnis zwischen Rezepten und Zutaten, Bits und Atomen, allgemein zwischen Ideen und materiellen Gegebenheiten.

Now, where do ideas come in? Quite simply, ideas are the recipes we use to rearrange things to create more value and wealth. For example, we have ideas about ways to make steel by combining iron with carbon and a few other elements. We have ideas about how to take silicon – an abundant element that was almost worthless to us until recently – and make it into semiconductor chips.

So we have physical materials to work with – raw ingredients – which are finite and scarce, and we have ideas or knowledge, which tell us how to use those raw materials. [ROMER/KURTZMAN(2008)], S.1

Als Philosophin (m/w) ist man etwas verblüfft, die glatte platonische Gegenüberstellung als jüngste Weisheit eines Wirtschaftswissenschaftlers angeboten zu bekommen, doch zur Entrüstung besteht kein Anlass. Einerseits beleuchtet die Analyse von Wissen als nicht-rivalisierendem, teilweise ausschließbarem Gut die Motive des traditionsreichen griechischen Paradigmas. Sie gibt einen Anstoß, den populären gegenwärtigen Anti-Platonismus zu prüfen. Andererseits wirft die Unterscheidung zwischen einer »economy of material things« und einer »economy of ideas« neuartige Fragen in der Ökonomie auf. Ein schönes Beispiel Romers ist die sogenannte WHO-Trinklösung zur Eindämmung möglicherweise lebensbedrohenden Durchfalls. Nach Adam Smith erfüllt ein Preis für konventionelle Güter zwei unterschiedliche Aufgaben. Er führt dazu, dass ein Gut in »richtigen« Mengen produziert wird und dass es die »richtigen« Personen konsumieren.

Now it turns out that doesn't work with an *idea*. Take some really valuable idea. My favorite really valuable idea is something called oral rehydration therapy which is this formula, this insight, for how to save the lives of kids who get diarrhea. Many of them will die of dehydration if you don't give them fluids. If you just give them water or even give them just water plus a little salt in it, they'll actually get an electrolyte imbalance and die. But it turns out if you mix in a little bit of glucose, a little bit of sugar, along with the salt and the water, you can save millions of lives—from figuring out just a simple formula to mix some sugar in with the salt and a few minerals with the water.

Now what's the right price for a discovery like that? Well, society should be willing to pay a huge amount to have somebody go discover something like that because it can save so many lives. But then what's the right price for deciding who gets to use it? [ROMER/ROBERTS(2007)]

Das Getränk aus Zucker, Kochsalz, Orangensaft und Mineralwasser ist billigst herzustellen, das Wichtige ist die Idee (das Rezept) – und die kann ökonomisch nicht verwertet werden. Während ein Preis für materielle Güter die Produzentinnen entschädigt *und* die Verteilung knapper Ressourcen für eine Population regelt, versagt dieses Instrument im Beispieldfall. Die Anwendung des Rezepts steht allen frei, daraus ergibt sich keine finanzielle Unterstützung für die Idee mit riesigem praktischem Wert.

Zur Vermittlung zwischen dem Potenzial kognitiver Tätigkeiten einer Gesellschaft und der Warenerzeugung der Marktwirtschaft dient traditionell die Universität. Ihr ist die Aufgabe zugeschrieben worden, Ideen zu produzieren, die nicht in Modellberechnungen quantitativ repräsentiert werden; sei es, dass sie (noch) keinen ökonomischen Nutzen haben, sei es, dass ihre Wirksamkeit die konventionelle Nutzenrechnung sprengt. (Was kostet die Erfindung des Kunstdüngers?) Unter »exogenen« Gesichtspunkten sind solche Forschungen – wie sie es selbst meist darstellen – autonom. Unternehmer (m/w) haben das regelmäßig im Universitätssystem produzierte Wissen *aufgegriffen* und verwertet. Dem Solow-Modell, das diese Voraussetzungen formalisiert, ist entgegengehalten worden, dass es bestenfalls Tatsachen feststellt und sie nicht erklärt.

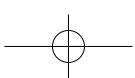
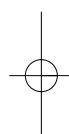
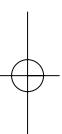
Für die akademische Praxis ist das durchaus bequem. Sie erscheint als eine Betätigung, die der Staat aus prinzipiellen Gründen budgetieren sollte. Die endogene Wachstumstheorie ist diesem *status quo* weniger förderlich. Der Preis für ihre Anerkennung des Wissens als entscheidendem Produktivitätsfaktor ist seine Einbindung in ökonomische Erklärungszusammenhänge, d.h. auch Kosten-Nutzen-Rechnungen für Universitäten. Natürlich gab es für sie immer schon Budgets und Legitimationsbedarf, aber die Wissensgesellschaft spitzt die Situation zu. Das Bildungssystem wird wichtiger *und* es wird unter das Vorzeichen der projektorientierten Umsetzbarkeit gestellt⁶⁶. So entsteht eine neue Symbiose zwischen einem Mäzen und dem Prestige, das Kunst und Wissenschaft zu verleihen vermögen.

Diese Entwicklung wird hier nicht verteidigt. Zwei Punkte sind jedoch nach dem kurzen Blick auf die fachinterne ökonomische Debatte festzuhalten. Erstens wird sich das Verständnis von »Wirtschaft« durch die zunehmende Wertschöpfung »geistiger Arbeit« ebenso verändern, wie das Verständnis dieser Arbeit selbst. Das Szenario, in dem ein übermächtiges Kapital- und Ressourcendiktat die freie Forschungstätigkeit austrocknet, wird in den Konstruktionen der diskutierten Wachstumsmodelle nicht bestätigt. Sie kennen den steigenden Grenznutzen innovativer Verfahren und sehen vor, dass sich Wissen, soll es dem erwünschten gesellschaftlichen Zweck dienen, gerade nicht nachhaltig appropriieren lässt. Das Ergebnis wäre ein quasi-monarchisches, regulatives Regime, dem der Liberalismus seit Adam Smith widerspricht.

Paul Romer unterstreicht die Unverzichtbarkeit freier Forschung genau an einer neuralgischen Stelle des neoliberalen Mainstreams, nämlich im Fall eines Softwareproduzenten (Microsoft), dessen Marktbeherrschung darauf beruht, dass hohe Einstiegsinvestitionen, verbunden mit geringen Vervielfältigungskosten des einmal fertiggestellten Produktes, die Konkurrenz ausschalten. Um unter diesen Bedingungen den Prinzipien der liberalen Marktwirtschaft zu folgen – so deponierte Romer in einem Gutachten im Anti-Trust-Verfahren gegen Microsoft – müssen

Gelegenheiten geschaffen werden, dem Zwang des Faktischen Alternativen entgegenzustellen.⁶⁷

Solche Interventionen, das ist der zweite Punkt, verlangen eine Überprüfung des institutionellen Rahmens, in dem unsere Gesellschaft Eigentumsrechte an Dingen, Ideen und Artikulationen regelt. Die »partielle Ausschließbarkeit« kognitiver Leistungen (Patente, Copyright) hat als Kehrseite einen (möglicherweise) hohen gesellschaftlichen Nutzen dieser Güter. Die Aufgabe besteht nicht darin, Exklusivwissen unter Kontrolle zu halten, sondern die Entstehung und Verbreitung wissensbasierter Innovationen zu fördern. »We invented non-market institutions like universities to aid us in the production and distribution of ideas.« [ROMER/KURTZMAN(2008)] Wie sieht das für die Zukunft aus? »Perhaps the most important ideas of all are meta-ideas. These are ideas about how to support the production and transmission of other ideas.« [ROMER(2007)]. Die dazu passenden Antworten fehlen noch. »What's interesting about the knowledge-economy is that we haven't figured out what the optimal institutions are. That's still a wide-open question. What is the best way to structure our economic world? « [ROMER/KURTZMAN(2008)] Das klingt nicht nach dem Gespenst der »Ökonomisierung«, wie es die Standesvertretungen oft an die Wand malen.⁶⁸



Reform

Von der Konstruktion einer »Wissensbilanz« und der Erklärung, wieso die ökonomische Kraft von Ideen nicht »geistfeindlich« sein muss, zu einem Einzelfall in der Beförderung der »Wissengesellschaft«. Die Reform, durch welche von 2005 bis 2008 die Europäische Studienarchitektur an der Universität Wien realisiert wurde, kann durch drei Themenbereiche charakterisiert werden. (1) Die politischen Voraussetzungen im Hochschulbereich haben sich im letzten Jahrzehnt einschneidend geändert. Der Vorgang ist ohne Beispiel in der Geschichte des kontinentalen Bildungswesens. Dieser Umstand erforderte (2) eine Reaktion seitens der Universität, die nicht auf Vorbilder zurückgreifen konnte. Sie macht es (3) notwendig, eine Zwischenbilanz zu versuchen, welche die gegenwärtig sichtbaren Chancen und Probleme der Entwicklung notiert.⁶⁹

Rahmenbedingungen

Im traditionell selbstbewussten, tendentiell gegen die Tagespolitik abgeschirmten, akademischen Bereich sind elementare Prinzipien der EU-Kommission und anderer gesamteuropäisch agierender Gremien selten wahrgenommen und noch seltener in ihrer Bedeutung für Universitäten diskutiert worden. Die Deklarationen aus Bologna, Lissabon, Bergen und London⁷⁰ wurden als Bekräftigung der Bedeutung des tertiären Bildungssektors gelesen und -- entsprechend der humanistischen Tradition -- auch als unerwünscht wirtschaftsfreundlich kritisiert. Dabei ist die entscheidende Umstellung, soweit ich sehe, kaum beachtet worden. Die Europäische Union basiert auf der Aufhebung von Zoll- und Handelsschranken, auf der (auch prospektiv) gemeinsamen Währung und einem zunehmend homogenen Rechts- und Verfassungsrahmen. Das hat in der Praxis zu erheblichen sozialen und ökonomischen Vorteilen geführt, und andererseits für zuneh-

menden Widerstand gesorgt. Transitregeln, Anonymität der Spareinlagen und die Überbelegung mancher Studien durch Ausländerinnen (m/w) sind drei aus österreichischer Sicht prominente Streitfälle. Der unbeachtete Aspekt besteht darin: die Bologna-Initiative ist eine Homogenisierung ähnlichen Kalibers, wie die Europäisierung der Ausschreibungen von Bauprojekten oder die Reglementierung der Buchführung in Landwirtschaftsbetrieben.⁷¹ Eine zentrale Funktion der Universitäten unterliegt der Gestaltung europaweit agierender Initiativgruppen. Die vorige Behauptung ist, das sei zugestanden, überzeichnet. Ein entscheidender Unterschied liegt darin, dass die Gestaltung des Bildungswesens in nationaler Verantwortung bleibt und nicht von der Kommission direkt bestimmt wird. Die Teilnahme an der Europäischen Studienarchitektur steht den Mitgliedsstaaten frei; die einschlägigen Regeln übernehmen sie aus eigenem Interesse. Der Effekt für die betroffenen Institutionen, die über den Beitritt zur Bologna-Erklärung nicht zu entscheiden hatten, ist dennoch eine egalisierende Fremdbestimmung. Auch bisher sind die Eckpunkte des Ausbildungssystems europäischer Nationen nicht an den Universitäten, sondern in Parlamenten festgelegt worden; an ihrer gesellschaftspolitischen Außensteuerung ändert sich also im Prinzip nichts. Doch eine zweite maßgebliche Strukturveränderung hat in Österreich zu einer historisch einzigartigen Konstellation geführt.

Zeitgleich mit der Entscheidung zur Teilnahme am Bologna-Prozess hat die österreichische Regierung die Rechtsgrundlage für die Universitäten des Landes dramatisch umgestaltet.⁷² Für das vorliegende Thema ist eine Neuerung entscheidend: die Einrichtung und Gestaltung von Studiengängen liegt nun bei den einzelnen Universitäten; die bisherige nationale Einheitlichkeit entfällt. Der Staat greift nurmehr durch globale Leistungsvereinbarungen in die akademischen Abläufe ein. Dadurch entsteht eine eigentümliche Schere. Die Hochschulen erhalten eine Gestaltungsautonomie, die nicht mehr in Vorgaben auf staatlicher Ebene eingebettet, sondern auf Regeln verwiesen ist, die in ganz Europa gelten (sollen). Der Staat zieht sich aus dem »Alltagsgeschäft« des Studienwesens zurück und trägt den

Universitäten – gestützt auf seine Finanzhoheit – auf, sich am transnationalen Projekt zu beteiligen. Das hat zur Folge, dass diese Einrichtungen einen schwierigen Doppelschritt zu bewältigen haben. Einerseits werden sie von zahlreichen, mit der Bundesgesetzgebung verbundenen, Restriktionen befreit, andererseits haben sie sich an einem Regelwerk zu orientieren, das von noch entlegeneren Entscheidungsinstanzen definiert wird.

In dieser Perspektive erscheint die oben angedeutete Parallelisierung der allgemeinen strukturpolitischen Entwicklungen im ökonomischen Bereich und den neuen Universitätscurricula trotz der genannten Differenzen plausibel. So wie die Energie- und Telekommunikationssparten dereguliert, d.h. aus nationaler Oberhoheit in einen europäischen Binnenmarkt überführt werden, fungiert auch auf dem tertiären Bildungssektor der Staat als Relais eines überstaatlichen Regimes.⁷³ Akademische Gepflogenheiten hatten immer schon einen starken Anteil internationaler Vernetzung. Nichtsdestoweniger finden sich die Universitäten in einer Position wieder, die an ent-staatlichte Industriebetriebe erinnert. Der Auftrag lautet, sich im europäischen (und globalen) Wettbewerb um »Exzellenz«, »impact« und Prestige zu behaupten.

Bootstrapping

Zwei Fixpunkte waren für die Umstellung auf die europäische Studienarchitektur vorgegeben: die Kosten für die 2+3-jährigen Bachelor- und Mastercurricula durften jene der geltenden 4-jährigen Magisterprogramme nicht übersteigen, und die Beschlussfassung über die Materie liegt beim Senat.⁷⁴ Der Rest wurde im Zeitraum von 2005 – 2008 ohne Präzedenzerfahrung entwickelt.⁷⁵ Für die »curricularen Arbeitsgruppen«, bei denen die sachliche Kompetenz lag, wurden Orientierungsdokumente verfasst; eine Kooperation zwischen dem Rektorat und dem Senat wurde festgeschrieben; die Rolle des Controlling im Prozess formuliert. Die Realisierung der an entscheidenden Stellen unvertrauten Gestaltungsprinzipien (Modularisierung, ECTS-Punkte, Lernzentriertheit, Berufsbefähigung) musste in erläuternden Papieren

vorgedacht werden, ohne dass jemand die Folgen dieser Reorganisation mit der erwünschten Genauigkeit antizipieren konnte. »Learning by doing« war unvermeidlich und erwies sich als zweischneidige Devise. Während es nämlich in konsensuell geprägten Verhältnissen eine Inspiration sein kann, sorgt das Prinzip in weniger günstigen Kontexten für Ärger. Wenn ein Team, das an einer ungeliebten Aufgabe arbeitet, in ihrem Verlauf wechselnde Vorgaben beachten muss, steigt der Unwille. Und diese Änderungen – das war eine Art Münchhausenkunststück – erwiesen sich bisweilen als unvermeidlich. Die Detailstruktur der bolognakonformen Curricula wurde im Verfahren ihrer Festlegung selbst erfunden.

Sieht man auf die Konzepte der Bologna-Promotoren ist deutlich, dass die Studienbedingungen durch sie einschneidend verändert werden.⁷⁶ Ich nenne nur ein Beispiel. Seit der Entstehung der Universitäten war der Vortrag, oder das Seminar, akademischer Lehrer (m/w) die Orientierungseinheit. An ihre Stelle tritt die (idealtypisch bestimmte) Studienleistung. Es ist ein revolutionärer Bruch – zumindest am Papier. Curricula, die eine solche Neuorientierung ernst nehmen, müssten von Überzeugung getragen und mit erheblichen Mitteln unterstützt werden. Sie würden ein hohes Maß an Unsicherheit erzeugen und Fehlertoleranz voraussetzen. Davon kann angesichts der verordneten Umstellung, die in vielen Fällen erst kurz etablierte Magisterstudien ablöste, nicht die Rede sein. Verwunderlich ist eher, mit wieviel gutem Willen wenig diskutierte Prinzipien in eine nominell korrekte Fassung gebracht wurden, quasi als Vorgriff auf spätere, tiefergehende Umgestaltungen. Unter der terminologischen Oberfläche vieler Studienprogramme werden – wie könnte es unter diesen Bedingungen anders sein – die bisherigen Abläufe fortgesetzt. Die Ergebnisse sind uneinheitlich.⁷⁷ Bis zum UG 2002 lag es beim Palament, die Rahmenpläne der diversen Studienrichtungen festzulegen. Die Implementierung an einzelnen Hochschulorten wurde zwischen dem lokalen Lehrkörper und dem Ministerium abgestimmt. Den »Studienkommissionen« kam dabei eine relativ autonome Rolle zu. Ihre Tätigkeit wurde von einem inhaltlich unkompetenten externen Amt kontrolliert. Die neu eingerichtete

Hochschulautonomie hat dieses Muster geändert. Die verbindliche Entscheidung über die Curricula liegt nun bei den Peers (im Senat) und das bedeutet nicht unbedingt eine Verbesserung. Einerseits ist offensichtlich, dass die Verkürzung der »Behördenwege« und die akademisch-fachliche Affinität der Entscheidungsinstanz das Verfahren erleichtern und die Chancen spezifisch abgestimmter Programme steigern. Andererseits wird damit auch ein Feld für institutsinterne und verteilungspolitische Konflikte geschaffen, das bisher fehlte. Man kann das als eine unvermeidliche Folge der Autonomie betrachten. Dennoch ist festzuhalten, dass die Desiderate einer universitär ausgeglichenen Ressourcenverteilung und eines funktionsfähigen Kooperationsmechanismus zwischen fachlich benachbarten oder innovativ verschränkten Studien unbearbeitet im Raum stehen.⁷⁸ Im Ergebnis: Eine großflächige Aktion zur Sprachregelung, die ein neues Referenzvokabular eingeführt hat und demonstriert, dass die Universität Wien im Stand ist, ihr Studienangebot in eigener Verantwortung zu gestalten. Die Weichenstellung bedeutet allerdings nicht, dass sich die Richtung auch tatsächlich ändert. Gerade die vergleichsweise Leichtigkeit, mit der Terminologien ausgetauscht wurden, lässt Skepsis über den Tiefgang der Maßnahmen aufkommen. Nutzniesser der Aktion sind also weniger die gesammelten Lehrangebote, denen ein neues Aussehen verpasst wurde, sondern diejenigen Studienprogramme, welche die Herausforderung des Umdenkens angenommen haben und daraus Zusatzimpulse beziehen. Das betrifft einerseits jene Disziplinen, in denen die Internationalisierung des Lehrbetriebs weit entwickelt ist und welche darum bereitwillig an die Vorgaben der Bologna-Architektur anknüpfen, und andererseits ausgesuchte Curricula im Bereich der Human- und Geisteswissenschaften, in denen die Bereitschaft zu erkennen ist, die vertrauten Standards mit der neuen Konzeption zu konfrontieren. Die Umstellung war kein großer Wurf, aber auch keine nutzlose Übung. Sie hat Bedingungen geschaffen, im ersten Durchgang ausgesparte Diskussions- und Lernprozesse weiterzuführen.

Aussichten

Ohne Anspruch auf systematische und methodische Vollständigkeit nenne ich vier Gesichtspunkte zur Zukunft des Bologna-Prozesses, wie er sich nach den Erfahrungen an der Universität Wien darstellt. Das vermutlich beste Beispiel der Ambivalenz zwischen gut motiviertem Neuansatz und Etikettentausch ist die Modularisierung. Es ist ein attraktives Konzept, das darauf aufbaut, dass sich komplexe Sachverhalte und Zusammenhänge besser in themenzentrierten Lernpaketen vermitteln lassen, die unterschiedliches pädagogisches Format besitzen und allenfalls durch ein abgestimmtes Team von Hochschullehrerinnen (m/w) betreut wird. (»Vorlesung mit Übung« ist ein Vorläufer eines solchen Konstruktions.) In diesem Rahmen haben auch Qualifikationen Platz, die nicht direkt an Lehrveranstaltungen hängen (Selbststudium, eLearning, externe Kurse und Praktika). Module erlauben einen flexiblen Studienaufbau jenseits der Akkumulation von Semesterstunden. Sie gestatten die elektronisch administrierbare Definition von Voraussetzungsketten und alternativen Schwerpunkten. Doch alle diese Vorteile stoßen auf Hindernisse. Häufig ist die Bewahrung des bestehenden Lehrkontingents, entlang der eingerichteten Professuren, ein bestimmendes Motiv. Die Zulassung neuartiger Qualifikationsformen ist heikel. Es mag attraktiv sein, die Selbstverantwortung der Studierenden in den Kalkül aufzunehmen – aber das kann auch heißen, dass die Lehrenden sich aus dem Prozess verabschieden. Ein Studium in diesem Sinn zu rhythmisieren verlangt mehr, als die tabellarische Zusammenstellung mehrerer Lehrveranstaltungen in einer Rubrik. Ob sich etwas in diese Richtung entwickelt, ist momentan nicht voraussehbar.

Eng verbunden mit der Modularisierung sind die Vorkehrungen des ECTS (European Credit Transfer System). Seine »credits« sind, nach der nun realisierten Ordnung, der Maßstab, an dem die Studienangebote und als Konsequenz die Studienleistungen zu messen sind. Zur Gliederung eines Curriculums wird die für Studierende veranschlagte Semesterarbeitszeit in sinnvolle

Segmente (die Module) unterteilt. Die Grundidee besteht darin, dass der Arbeitsaufwand der Studierenden und nicht die Zeit der Anwesenheit einer Lehrperson, das adäquate Gliederungsprinzip für pädagogische Prozesse ist. Das ist eine ziemlich plausible Idee, die allerdings, wie die Modularisierung, enorme Sprengkraft besitzt, sofern man sie ernst nimmt. Der Akzent auf dem Zeitbudget der Rezipienten verlangt eine solide Kenntnis der Kapazitäten und eine nachvollziehbare, kontinuierliche Kalibrierung der anfangs notgedrungenen grob geschätzten Richtwerte für Zeiterfordernis pro Lehrveranstaltung. Die Zusammenfassung bezahlter Lehrstunden zu einem Studienplan ist bedeutend einfacher. Und damit ergibt sich ein schwerwiegendes Dilemma. Die Budgetierung des Lehraufkommens hat es immer schon gegeben. Sie ist ein Hauptgrund für das Gliederungsprinzip »Semesterwochenstunden« und sie wird auch durch die Einführung des ECTS nicht obsolet. Die »credit points« sind ein zweites Mess-System, das mit dem älteren in Einklang gebracht werden muss. Deutlicher: In der Curricularentwicklung mussten die aus historischen und hochschulpolitischen Gründen unterschiedlich dotierten Studienrichtungen ihr jeweiliges Budget nach präsumtiven Arbeitszeiten der Studierenden aufschlüsseln. »Eine 2-stündige Vorlesung gibt 3 ECTS-Punkte«. Darf es ein wenig mehr (oder weniger) sein? Das war die Gretchenfrage an die Curricularkommission, welche die einzelnen Entwürfe zu koordinieren hatte. Allgemein ausgedrückt: Nach welchem Schlüssel soll der Finanzaufwand, den die Universität zur Durchführung eines Studiums aufbringt, mit dem Zeitaufwand korreliert werden, den es für Studierende bedeutet? Zur Lösung dieser Aufgabe standen zwei in gleicher Weise ungeeignete Strategien zur Verfügung. Die eine bestand darin, universitätsweit eine fixe Korrelation zu vereinbaren und damit massiv in die Gepflogenheiten der einzelnen Studienrichtungen einzugreifen. (Niedrige ECTS-Werte verteuern das Studium, hohe Ansätze sparen Kosten.) Die »reichereren« und die weniger gut ausgestatteten Kolleginnen würden unter diesen Umständen sehr unterschiedliche Curricula entwickeln. Die Alternative besteht darin, die ECTS-Zuordnung flexibel variieren zu lassen. Das gleicht die

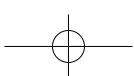
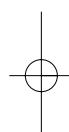
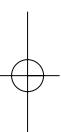
curricularen Strukturunterschiede (einigermaßen) aus, bedeutet aber auch, dass Lehrveranstaltungstypen an der Universität kein gemeinsames Arbeitszeit-Äquivalent besitzen.

Die Curricularkommission entschied sich für die 2. Option. Es scheint sich um ein technisches Detail zu handeln, ist aber, bei näherem Hinsehen, der Indikator eines prinzipiellen Problems. Die ECTS-Punkte wurden in aller Regel im letzten Schritt, abhängig von den bisher verfügbaren Lehrstunden und der (damit junktumierten) Einflussverteilung an den Instituten festgelegt. Mit Abschätzungen oder gar Erhebungen des Aufwands, den die Studierenden *de facto* betreiben, haben sie in den meisten Fällen nichts zu tun. Das wird sich auch nicht so schnell ändern, denn es existieren derzeit keine Strukturen, um die ECTS-Zuteilungen zu prüfen oder zu revidieren. Damit ist ein im wesentlichen auf kreativer Extrapolation beruhendes Zahlengerüst geschaffen worden, eine Potemkinsche Fassade, um Bologna-orientierte Emissäre zufriedenzustellen. Es ist schwer zu sagen, wie das zu beurteilen ist: als Fehlschlag eines wichtigen Punkts im Reformprogramm, oder als ein instruktives Beispiel dafür, wie Institutionen sich einfallsreich gegen überkomplexe Anforderungen schützen.

Zu den Aufgaben, die sich nicht durch Fachgremien in einem 3-jährigen Projekt lösen lassen, gehört auch die Auseinandersetzung mit der politischen Forderung an die Universitäten, stärkeres Augenmerk auf die Befähigung für den Arbeitsmarkt (»employability«) zu richten. Der Punkt trifft das traditionelle Selbstverständnis der Universitäten, die ihr akademisches Ambiente seit langem als ein Feld betrachten, das dem ökonomischen Zweckprinzip nur bedingt unterliegt. Die in diesem Zusammenhang oft zitierte Freiheit der Forschung schlägt sich auch in der Lehre nieder und paßt schlecht zur Erwartung, die Universität möge direkt arbeitsplatz-relevante Qualifikationen anbieten. Umgekehrt kann sie Studierende nicht abgelöst von der Nachfrage nach Absolventinnen (m/w) in den betreffenden Bereichen ausbilden.

Der Gleichgewichtszustand, der sich zwischen dem 4+2-Modell (Diplom, Doktorat) und den Erwartungen der Wirtschaft eingependelt hatte, wird durch die 3+2+3 Gliederung gestört. An die

Universitäten richtet sich die Erwartung, speziell im Bachelor-Studium zusätzliche Schritte in Richtung Berufsbefähigung vorzusehen. Das trifft nicht nur auf die erwähnte Frage des Selbstverständnisses. Ein zusätzliches Problem ist der Umstand, dass der Universität ein neuer Typ Studienabschluss aufgetragen wird, der volkswirtschaftlich unerprobt ist. Während sich einigermaßen sicher prognostizieren lässt, dass Bachelors die hohe Zahl der Studienabbrecher (m/w) senken werden, ist nur undeutlich vorhersehbar, wie diese Abschlüsse letztlich im Arbeitsleben Platz finden. Auch hier steht das Bologna-Projekt, wie im vorigen Punkt, an einem Anfang, dessen Fortsetzung ungewiss bleibt. Zuletzt eine positive Aussicht. Der Einschnitt nach 3 Jahren bietet Gelegenheit zur Zielkorrektur, zu zeitversetzten Anschluss-Studien und zu einem möglichen Ortswechsel. Hier ist die europäische Perspektive passend. Wissenschaftliche Tätigkeit ist (beinahe per definitionem) transnational und profitiert von mehrfachen Perspektiven ebenso, wie von unterschiedlichen Szenarien. Die gemeinsame Terminologie, die – zumindest grob gesehen – gleich bemessenen Abschnitte der Studienkarrieren und die vorhandenen Mobilitätsprogramme sind dazu geeignet, eine Phase intensiveren internationalen Austausches einzuleiten. Auch hier besteht die Schwierigkeit, dass die Nomenklatur von den faktischen Verhältnissen abgehoben bleibt. Solange die Lehrinhalte in Europa nicht administrativ vereinheitlicht werden (eine Horrorvorstellung), wird die Einzelprüfung der erforderlichen Qualifikationen unerlässlich bleiben. Die nationalen Fahrpläne werden in vergleichsweise wenigen Fällen aufeinander abgestimmt werden. Aber es gibt zumindest, vergleichbar der Eisenbahn, übergreifende technische Spezifikationen für das Schienennetz.



Bildung: Eine Wiki-Diskussion

Der folgende Text greift auf Beiträge zurück, welche Studierende in einer Lehrveranstaltung im Wintersemester 2090/10 im »Philowiki« des Instituts für Philosophie der Universität Wien (<http://wiki.philo.at>, <http://is.gd/98HoA>) verfasst haben. Der Beginn der Übung war von der Besetzung des Auditorium Maximum durch protestierende Studentinnen (m/w) gekennzeichnet. (<http://is.gd/98FO3>). Zusammenfassende Ergebnisse finden sich auf <http://is.gd/98Gtp> und speziell <http://is.gd/98GBp>. (Letzter Zugriff auf alle genannten Adressen 25.2.2010.) Der Diskussionsverlauf der letztgenannten Seite ist großteils beibehalten, jedoch in der vorliegenden Fassung bisweilen deutlich gestrafft worden. Die Verantwortung für die hier präsentierte Fassung trägt der Autor.

Wie viel Ausbildung ist zur Bildung nötig?

von Arabella Burian, simpkin

In unserer Diskussion haben wir den Gegensatz zwischen zwei verschiedenen Philosophien entdeckt: die eine Denkweise hält es für notwendig, dem Lernenden ein Werkzeug mit auf den Weg zu geben, mit dem er arbeiten kann. Die andere Denkweise spricht sich nur dafür aus, dem Schüler soviel wie möglich an Freiraum zu bieten, damit er selbst das Wissen entdecken und sich so Bildung aneignen kann.

Dazu ist ein hohes Maß an Freiheit und Eigenverantwortung von beiden Seiten (Lehrende und Lernende) notwendig, das im Moment auf recht wackeligen Füßen steht: einem Studenten muss die Möglichkeit gegeben werden, sich über ein Thema ausreichend zu informieren wenn er es wünscht. Dies war am 23. Dezember am NIG nicht der Fall, als ich, Student der Philosophie, von einem eigens engagierten Sicherheitsdienst am

Betreten »meines« Institutes und damit »meiner« Bibliothek gehindert wurde, da »die Gefahr bestehe, ich könnte die Uni neu besetzen«.

Wenn mir niemand beibringt, eine Sprache zu sprechen und ein Alphabet zu lernen, kann ich mich später nicht darüber aufregen, wenn mir Zutritt in eine Bibliothek verweigert wird.

Obwohl man zwischen Bildung und Ausbildung differenzieren muss, stehen sie doch in einem Spannungsverhältnis zueinander, denn ich glaube, ich brauche eine gewisse Ausbildung zur Bildung, damit Bildung überhaupt möglich wird.

Wenn ich das Werkzeug (in diesem Fall meinen Verstand, meine Vernunft, meinen Logos, ...) irgendwie in die Hand bekommen habe (von einem Lehrer oder durch mich selbst) inwieweit erfolgt dann die Adaption der Wirklichkeit (im Beispiel ist das die Außenwelt) an mich? Wäre es nicht möglich, dass es viele verschiedene Arten von Bildung gibt, die sich am jeweiligen Leben der Person orientieren? Für einen Indianer am Amazonas ist es sinnlos, die Straßenverkehrsregeln zu kennen, da er sich nur im Urwald bewegt. Dagegen muss sich ein Mensch, der in New York lebt, damit auskennen, sonst überlebt er nicht lange. Für zwei verschiedenen Arten Dschungel gibt es also zwei verschiedene Lebensweisen und daher zwei Formen von »gebildet sein«.

In unseren Breiten hält sich hartnäckigerweise die Meinung, ein Mensch sei gebildet, sobald er Latein/Griechisch kann oder – besonders österreichisch – einen Titel hat. Ich sehe das anders: für mich ist Bildung auch eine Haltung. Wenn jemand zu seinem Umfeld in einer Sprache spricht, die es nicht verstehen kann, um zu beweisen, wie gebildet er ist, beweist er für mich gerade das Gegenteil.

Wieviel Rätsel sind zur Bildung nötig?
von Rebecca Rispoli

Es ist richtig, dass leider viele Lehrpersonen zum Lehren/Unterrichten gar nicht geeignet sind. Natürlich haben die meisten eine pädagogische Ausbildung und eine didaktische Ausbildung,

dennoch sprechen sie – wie oben bei Simpkin erwähnt in einer Sprache, die nicht verstanden wird, oder schon eine einschlägige Ausbildung voraussetzt. Ein Lehrer muss in erster Linie die BEGEISTERUNG für ein Thema/einen Stoff/eine Wissenschaft haben, sich also für diese selbst begeistern, um dies dann einem Schüler in lebendiger Weise vermitteln zu können und zu wollen.

Das Folgende soll kein Rechtfertigungsgrund für Vortragende sein, die sich überhaupt nicht darum kümmern, ob sie verstanden werden, doch: An manchen Punkten ist es vielleicht hilfreicher, in Rätseln zu sprechen. Ab einem bestimmten Kenntnisstand bringt es nichts mehr, weitere einfach erklärte Fakten gesagt zu bekommen, denn jedes weitere Faktum das du erfragst zeigt, dass das bisher Gesagte deinen modus operandi noch nicht verändert hat. Beim Erlernen von Sprachen kennt man das Phänomen: Irgendwann schließt sich das angehäufte Wissen von Vokabeln und Regeln und du grübelst nicht mehr über die Sprache sondern IN der Sprache. – Andyk 01:16, 4. Jan. 2010 (UTC)

Vorhin hab' ich mir »Little Miss Sunshine« angesehen. Dort wird Marcel Proust recht oft erwähnt und einmal wird ein bestimmtes Zitat von ihm paraphrasiert, das in unserem Zusammenhang provokant klingt und das ich im Sinne des Zitats gerne zur Diskussion stellen möchte:

»Das Glück ist einzig heilsam für den Leib, die Kräfte des Geistes jedoch bringt der Schmerz zur Entfaltung.«

Ich erlaube mir folgende Deutung: Durch alle Begierden erfüllende Bedingungen würden wir nicht zu dem, was wir gerne kritisches Denken nennen, kommen. Oft schaffen gerade die widrigsten Bedingungen das Spielfeld für kreative Gedanken (ab einem gewissen Grad geht diese Aussage in Geschmacklosigkeit über, nämlich dort, wo Keime für kreative Gedanken schon im Ansatz erstickt werden). Jene irritierende Spannung der ausbleibenden Wunscherfüllung entfacht die Kräfte der Sprache und des Denkens. Dieser Überlegung muss ich noch ein Zitat von Proust nachschießen; also noch einmal Name-Dropping: »Aber das Glück kann nie kommen. Sind die Umstände endlich gefügig gemacht, so verlegt die Natur den Kampf von außen nach innen und bringt allmählich in

unserm Herzen eine Wandlung hervor, so daß es etwas anderes wünscht, als was ihm zuteil werden wird.« Die Situation, in der es Zustände gibt, wo all das, was wir wollen, erfüllt ist, kann keine dauerhafte sein. Sobald sie eintritt, beginnt der Wille sich zu wandeln.

Hat dieser Schmerz und die Widrigkeit der Umstände etwas mit Bildung zu tun? Man könnte hier sofort an Platons schmerzhaften Aufstieg von der Höhle ins Licht denken, aber diese Steigung sehe ich hier noch nicht angelegt. Wenn das mit Bildung zu tun hat, wäre es eine Bildung, die nicht notwendigerweise im akademischen Kontext stattfindet sondern in vielen Lebenszusammenhängen. – Andyk 01:16, 4. Jan. 2010 (UTC)

Platon sagt, dass die Bildung eine zweite Sonne sei. Was macht die Sonne? Sie spendet das Licht und lässt einen die Dinge erkennen. Und so ist es mit der Bildung, sie lässt uns die Dinge, die Welt erkennen. Was kreative Leistungen anbelangt ist es richtig, dass negative Umstände zu Höchstleistungen antreiben. Wenn es um die Vermittlung von vorhandenem Wissen geht, ist es keine Voraussetzung, Schmerzen zu durchleben, oder unglücklich zu sein.

Wieviel Spontaneität ist mit Bildung verträglich?

von Nenad Petkovic, Sandmann

Ad Simpkin: Ich möchte hier noch etwas erwähnen, was mir, als ich an der von dir beschriebenen Stelle über K. Popper angelangt bin, eingefallen ist. »Adaption ist immer zweiseitig.« und »Kommunikation ist immer eine Form von Manipulation.« Wie ich das gelesen habe, musste ich sofort an die »Sapir-Whorf-Hypothese« denken.

Ich, der Philosophie studiert, sehe heute vieles anders, als ich es vor vielleicht fünf Jahren gesehen habe, und ich weiß, ich werde die Dinge immer aus »meinem« Blickwinkel betrachten, geprägt – oder sagen wir gleich manipuliert – durch Kindheit, Erziehung, Schulbildung, Freunde und Freundinnen, überhaupt durch die Menschen, mit denen ich jeden Tag verkehre, durch bestimmte

Ereignisse in meinem Leben, und schließlich durch das Philosophiestudium. Und ich sehe das Ganze sogar als eine Art Kettenreaktion: Wenn mensch bestimmte Ereignisse erlebt, dann erlebt er sie in einem bestimmten Vorverständnis (sein ganzes Leben bis dato).

Um wieder zum Bildungsbegriff zurückzukommen, wage ich hiermit ein wenig weiter zu denken und zu behaupten, dass es für mich (meiner Meinung nach) so etwas wie »Die Lehre Platons«, »die Lehre des Aristoteles, des Thomas v. Aquin, Kants, Husserls, Heideggers, Wittgensteins« gar nicht gibt. Jeder Mensch hat seine kognitiven Fähigkeiten innerhalb eines Vorverständnisses ausgebaut. JedeR Philosoph(in), der/die eine bestimmte Hypothese aufstellt, tut dies unter Berücksichtigung eines bestimmten Vorverständnisses.

Sandmann, besonders frappant waren für mich folgende Stellen in deinem Beitrag, Zitat: »...ich sehe das Ganze sogar als eine Art Kettenreaktion: Wenn mensch bestimmte Ereignisse erlebt, dann erlebt er sie in einem bestimmten Vorverständnis (sein ganzes Leben bis dato). Jedes Ereignis verändert das eigene Verständnis von der Welt und macht dieses zum neuen Vorverständnis für das nächstfolgende Ereignis.« da sie mich an eine Passage aus Milan Kunderas »Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins« erinnerte:

Man kann nie wissen, was man wollen soll, weil man nur ein Leben hat, das man weder mit früheren Leben vergleichen noch in späteren korrigieren kann. ... Es ist unmöglich zu überprüfen, welche Entscheidung die richtige ist, weil es keine Vergleiche gibt. Man erlebt alles unmittelbar, zum ersten Mal und ohne Vorbereitung. Wie ein Schauspieler, der auf die Bühne kommt, ohne vorher je geprobt zu haben. Was aber kann das Leben wert sein, wenn die erste Probe für das Leben schon das Leben selber ist? Aus diesem Grunde gleicht das Leben immer einer Skizze.

Auch Skizze ist nicht das richtige Wort, weil Skizze immer ein Entwurf zu etwas ist, die Vorbereitung eines Bildes, während die Skizze unseres Lebens eine Skizze von nichts ist, ein Entwurf ohne Bild.

Natürlich kann das Zitat nicht unkommentiert und unkritisch übernommen

hier für sich selbst stehen, und trotz des oftmals recht hohen philosophischen Gehalts im zitierten Roman Milan Kunderas sollten einige Aussagen eventuell doch »mit Vorsicht« genossen werden, zumindest aber hinterfragt werden.

Wenn wir, zugespitzt, keine Gewissheiten im Leben haben, die Probe gleichzeitig die Durchführung ist, und wir nur in Gedanken mögliche Szenarien konstruieren können, Folgen maximal abschätzen können, so weist das Treffen einer Entscheidung für mich doch eine gewisse Willkür auf (worauf beziehe/berufe ich mich? – könnte es ja immer auch anders machen, und Frage nach der ersten, »bewusst getroffenen« Entscheidung?), markiert aber doch einen Punkt, und somit vielleicht den Anfang jener »Kausalkette« oder »Kettenreaktion«, von der Sandmann spricht. (Ich versuche, die Gedankenfluten zu lichten.) – Eugénie 12. Jan. 2010, 02:27

Intermezzo: Milan Kundera

»Vielleicht ist es etwas extrem zu sagen, dass jemand, der sich einer unklaren komplizierten Sprache bedient, um sein Wissen kundzutun, beweist, dass er nicht gebildet ist.« (Zitat von rebeca r., siehe oben). Allerdings ist es zu extrem, ich finde, dass das absolute Gegenteil der Fall ist.

Eine komplizierte Sprache, die freilich Verwirrung stiften kann, spricht nicht für die Ungebildetheit des Autors, sondern des Lesers. Der Autor sollte per se darauf bedacht sein, verstanden zu werden, jedoch besteht unsere Sprache aus vielen scheinbaren Synonymen; sie sind deshalb scheinbar, weil sie oftmals einen kleinen, diffizil zu erkennenden Unterschied beinhalten. Die Bildung des Schreibers kommt dann zutage, wenn er diese scheinbaren Synonyme pedantisch zu ordnen weiß, will heißen, den passenden Begriff dafür zu finden, was er ausdrücken will. Einige Sachen lassen sich eben nicht einfacher ausdrücken oder drückte man sie simpler aus, verlieren sie an Genauigkeiten, könnten gar eine ganze Philosophie zum Einsturz bringen. – Legastenika0742392 12:40, 19. Jan. 2010 (UTC)

Legastenika⁷⁹: es freut mich, dass Du das Buch von Kundera erwähnt hast und ich stimme auch dazu, dass Literatur zu einer »Selbstbildung« sehr gut geeignet ist. Das Buch hat auch mich persönlich sehr beeinflusst. Ich selbst finde in diesem Roman als eine kleine philosophische Botschaft die Frage nach der inneren Freiheit – das ist aber nur meine persönliche Leseart. Ich komme aus dem gleichen Land wie Kundera, ich habe den Kommunismus erlebt und Prager Frühling gehört zu den Schlüsselerlebnissen von meinen Eltern und Großeltern. Die Einmaligkeit des Lebens, die Zufälle und die Relativierungen usw. betont Kundera meiner Meinung nach gegen die fast mythische Auffassung der totalitären Ideologien, dass die Geschichte eine notwendige Richtung hat, die nicht zu ändern ist, wobei die einzelnen menschlichen Leben niemanden interessieren. Kundera würde vielleicht an dieser Seite die Frage stellen, was wäre dann zu tun, wenn diejenige Institutionen, die die Ausbildung vermitteln sollen, versagen? Das war der Fall in der kommunistischen Tschechoslowakei.

Die Kommunisten haben fast sofort nach der Machtübernahme alle Schulen und Hochschulen destruiert, vor allem, was ich ganz interessant finde, die geisteswissenschaftliche Fakultäten. Die besten ProfessorInnen endeten im Gefängnis oder, falls sie Glück hatten, emigrierten. »Intelligenz« – also gebildete Menschen – bedeuteten in der Staatsideologie etwas fast Böses, das nur aus Gnade »der Arbeiter« am Leben bleibt. –Jakub Jirovec 20:54, 19. Jan. 2010 (UTC)

Bilanz für ein Semester Philosophiestudium:
Ich weiß nicht mehr was Bildung ist.
von Paul Wedrich

Unsere Beschäftigung mit dem Bildungsbegriff hat eigentlich schon in der Diskussion der Ökonomisierung der Universität in der ersten Stunde des Semesters begonnen. Durch die Audimaxbesetzung wurde dieses Thema bis in den Dezember hinein verlängert. Hätte ich am Anfang der Besetzung einen Text über Bildung schreiben sollen (habe ich eigentlich auch) dann wäre es mir viel leichter gefallen als jetzt. Jetzt, habe ich das Gefühl, nicht

mehr zu wissen, was Bildung überhaupt bedeuten soll und eigentlich geht mir der Begriff auf die Nerven.

Was ist, wenn wir mehr oder weniger pragmatisch sagen, Bildung ist das, was an Bildungseinrichtung passieren soll. (Was ist eine Bildungseinrichtung? Schulen, Universitäten...) Was wären die Konsequenzen einer solchen Setzung?

Der Unterschied ist nur, dass man:

- den historisch vielfältig konnotierten Begriff der Bildung verhindert hat
- jetzt sehr geneigt sein könnte, diese Frage nach der Aufgabe einer Bildungseinrichtung wegzudelegieren, z.B. an die Politik

Konfrontiert mit einem Forderungskatalog von Studierenden sieht man dann nur Kritik auf der Ebene 1. Der Rest wird weniger als Anstoß für eine Debatte auf Ebene 2, sondern eher als diffuses ideologisches Gewäsch gesehen.

Was ist die Aufgabe einer Universität? Sollen wir Studierende fragen? oder Professoren? Politiker? Reicht es im Gesetz nachzuschauen, was eine Universität tun oder lassen muss, um eine Universität zu sein? Und gegebenenfalls: für wen reicht das? Ich glaube, dass eine breite Diskussion darüber, was die Aufgabe einer Universität ist, sehr wichtig wäre. Nicht zuletzt sehe ich in Bildung und Forschung bessere Zukunftsperspektiven für dieses Land, als in seinen Seegrundstücken.

Interessant finde ich die Auseinandersetzung des Bildungsbegriffes mit dem platonischen Hohlgleichnis deshalb, weil wir hier einen Begriff von unserem Verständnis her versuchen mit einem Modell zu erklären, welches auf viele Begriffe funktioniert, da die meisten Begriffe, ich denke an: Wissen, Bildung, wahrscheinlich auch Liebe und Hass immer in einer Art Hierarchie gedacht werden und durch den Vergleich mit anderen Menschen und unserer Selbstabgrenzung zu jenen Menschen ermöglicht das Modell uns die Verschiedenen Aspekte der Begriffe zu sehen und uns selbst zu differenzieren.

Zum Beispiel lernte ich am Sonntag eine altmodische Lehrerin kennen, welche über 40 Jahre im Lehrbetrieb einer Grundschule in Berlin arbeitet.

tet. In Berlin gibt es viele Probleme mit Migrationskindern und diese Lehrerin hat in jedem tuerkischem Jungen einen »Macho« gesehen und diesen deshalb oftmals schlechter behandelt und benotet. Wir koennen uns doch vorstellen, dass Unterricht in vielen Laendern anders praktiziert wird! ?

Was gibt es dann fuer ein Bildungsideal? Gibt es wie im Hoehlengleichnis eine Idee, eine Idee der bestmoeglichen Vermittlung von Wissen? Aber ist es nicht wiederrum so, dass unerwartete Situationen neue Vermittlungsstrukturen verlangen. Es ist sicherlich nicht altmodisch in einem Wiki seine Leistungsnachweise oeffentlich zu praesentieren. Es ist ja auch der kommende Fortschritt, die Mengen an uebermittelbares Wissen, die einzelnen Voraussetzungen der Lehrenden und der Studierenden Aspekte einer umfangreichen »Bildungs-politik«. – Luong 13:12, 6. Jan. 2010 (UTC)

Wenn man eine Lehrveranstaltung nicht als Zusammentragen von Informationen versteht, die allenfalls unter einem gewissen Qualitaetsmaßstab geordnet werden, sondern als ein gemeinsames Projekt der Beteiligten, Klarheit und teilweise Einigkeit über eine Sache zu erzielen, gibt es das »bewährte« Modell: eine beauftragte, kluge Person »prägt das Geschehen«. Und in diesem Zusammenhang sind Wikis eine einschneidende Änderung.

Hier kann niemand mehr (auf diese Weise) dominieren. Die »Höhlenbewohner« laufen in alle möglichen Richtungen auseinander. Motive werden aufgenommen, verstärkt, fallengelassen, niemals zu Ende gedacht. Es ist ein nicht-platonischer Artikulationsraum. Damit ist man aus einem gewissen Bild gefallen. Es hat sich tatsächlich die Facebook-Kultur, in der man dem Rest der Welt berichtet, was man gerade toll findet, ein Stück weit in die Universitätskultur hineinbegeben. – anna 08:39, 22. Jan. 2010 (UTC)

Bilanz für ein Semester Philosophiestudium:

Ich bediene mich des Bildungs-Angebotes.

von Helmut Weissenlehner

Grundsätzlich legt das Höhlengleichnis Platons mehrere Annahmen dar:

- Bildung ist mit (wahrem) Wissen gleichzusetzen, denn das »Licht der Sonne« außerhalb der Höhle vermittelt, wie die Dinge wirklich sind
- Der Großteil der Leute ist unwissend/ungebildet (hier ist eine Parallele zu Pythagoras von Samos zu ziehen, der in seinem Idealstaat dem Volk wesentliches Wissen gar nicht anvertrauen wollte, da es damit sowieso nicht umgehen würde können)
- Um aus der Höhle zu gelangen, ist das Einwirken eines anderen, bereits Gebildeten erforderlich
- Eine »Flucht« aus der Höhle ist als Aufstieg zu werten, der Weg zurück unmöglich (da die Verbliebenen den nunmehr Gebildeten nicht mehr verstehen)

Übertragen auf den Bildungsbegriff lässt sich demnach festhalten, daß Bildung ein individueller Vorgang ist, der den Menschen als Ganzes erfaßt, unumkehrbar ist, immer mit einem gewissen Zwang und einer gewissen Führung durch andere verbunden ist, dem Menschen nicht etwas zufügt, sondern etwas anspricht, das er schon in sich trägt und schließlich, dass der Weg der Bildung als ein Aufstieg gewertet wird. Dieser letzte Aspekt ist jener, der in der heutigen Gesellschaft mit am stärksten verankert ist und als Gegengewicht für die »negativen Aspekte« des Werdegangs angeführt wird. Die innere Systematik dieser Annahmen wird nicht mehr hinterfragt, das »Erfolgsmodell« hat sich durchgesetzt. Aber wie im Höhlengleichnis setzt sich der Ungebildete gegen den Vorgang der »Bildung« zunächst zur Wehr und will nicht von den gewohnten Denkweisen Abstand nehmen. Insofern ist das äußere Einwirken notwendig, um eine Irritation hervorzurufen, die die gewohnten Sichtweisen in Frage stellt, bis man schließlich umdenkt und zu einer neuen, »besseren« Sichtweise gelangt. Auf der obersten Stufe schließlich erkennt man das Positive des zurückgelegten Wegs und empfindet das Wissen als etwas Glücklich-Machendes.

Meiner Ansicht nach trägt das Höhlengleichnis einige problematische Annahmen in sich, die im Laufe der Geschichte immer wieder ausgenutzt wurden. Zum einen setzt es voraus, daß es einige wenige gibt, die im Besitz des richtigen Wissens sind. Sie legen damit fest, was stimmt und was nicht. Gleichzeitig wird auch ein gewisser Zwang in der Vorgehensweise bei der »Bekehrung« legitimiert, da man argumentieren kann, daß der »Ungebildete« die Dinge einfach nicht richtig einschätzen kann und man ihn nur an einen »besseren Ort« führen will. Dieses »höhere Ziel« wird jedoch abermals von den »Gebildeten« festgelegt. Was sollte aber geschehen, wenn der »Höhlenbewohner« gar nicht bekehrt werden will? Wenn er mit seinem Dasein zufrieden ist? Welcher Maßstab erlaubt es mir, anderen meine Ansichten, den gebildeten Weg, als den richtigeren aufzuzwingen? Ein Denken in der Systematik des Höhlengleichnisses erlaubt dem Gebildeten auf jeden Fall auch Zwang, um den Ungebildeten ans Licht zu führen. Übertragen auf das Höhlengleichnis würde ich nicht von einem »Aufstieg die Treppe zur Erleuchtung hinauf« sprechen, sondern von der Möglichkeit, komplett aus dem Bild zu treten. Das Grundmuster des Höhlengleichnisses hat sich zwar in der (westlichen) Kultur verankert und ist trotz allem nur eine Sichtweise von vielen. Sie ist jedoch so grundlegend, daß sie selbst von vielen gar nicht mehr hinterfragt wird. Das Ziel ist der Aufstieg, Bildung der Weg, der dazu notwendig ist. Implizit unterwirft man sich einer Sichtweise, die die oben genannten Implikationen und Gefahren mit sich bringt.

Erklärt man jedoch, daß dieses Schema für einen selbst nicht das zutreffende ist, tritt man quasi aus dem Bild. Man wird vom »Aufsteiger« zum »Aussteiger«. Jeder weitere Satz in diesem Zusammenhang wie: »blickt dadurch hinter die Dinge«, »erhält einen besseren ÜBER-Blick« usw. würde jedoch schon wieder eine gedankliche Rückkehr in das Denkschema bedeuten. Man erkennt dabei auch, wie stark diese Ansichten in unseren Überlegungen verankert sind.

Möchte man völlig auf Distanz bleiben, wäre ein Einsiedler-Leben die logische Konsequenz – kein externer Druck, kein »Aufstiegszwang«, einfach ein »in den Tag Hineinleben«. Wie

würde Bildung dann aussehen? Und wie wären soziale Kontakte möglich? Ganz banal gesehen ist Geld notwendig, um sich in der Gesellschaft zu bewegen. Zudem wird man auf Ablehnung derjenigen stoßen, die sich noch im Bild bewegen (die Situation ist quasi wie jene des Rückkehrers in die Höhle, nur um eine Nuance weitergedreht).

Außerdem ist ein sich weg bewegen meistens schmerzlich und wie kommt man zu der Annahme, dass »der eigene Weg« der bessere wäre? Das mit dem Geld, wäre ein Bürgergeld denkbar? Und daraus resultierend die Verantwortung für das Umfeld? Man kann einiges an Gelder sparen, wenn man sich gegenseitig aushilft, z.B. Zusammentreten mit anderen und Sachverhalte diskutieren, die man nicht mehr im »Unterricht schafft«. Dann stellt sich die Frage nach der Bereitschaft mit zu machen. – Luong 13:52, 15. Jan. 2010 (UTC)

Insofern scheint es am praktischsten je nach Situation und eigenem Ziel aus dem Bild treten und wieder in diese Sichtweise zurückkehren zu können. Zur Erfüllung materieller und sozialer Notwendigkeiten und Ziele nützt man demnach das Denken im Sinne des Höhlengleichnis, ist sich dabei jedoch dieser Tatsache bewußt. Es findet kein »unreflektiertes Streben« nach Aufstieg und Erlösung statt, sondern ein zielorientiertes und bewußtes Nützen gewisser Denkschemata. Um an die »Gesellschaft anknopeln« zu können, ist das in gewisser Weise eine Voraussetzung (zumindest um bestimmte Ziele zu erreichen). In seiner Grundausrichtung hält man das im Höhlengleichnis gezeichnete Bild aber für unzutreffend und für einen selbst als unpassend. Die Frage ist nur: Was liegt außerhalb des Bildes? Ist nicht die Stärke dieses Gleichnisses, daß es ganze Gesellschaften vereinen kann, während die Alternative eine subjektive, personale ist. Hätte man Milliarden Weltansichten wäre ein Austausch zwischen den Individuen höchst kompliziert, eine Gesellschaft, wie wir sie kennen nicht denkbar. In gewisser Weise hat sich diese Sichtweise so lange gehalten und durchgesetzt, da sie den Menschen das Gefühl gibt, daß das Ziel wirklich besser ist als der Ausgangspunkt (sowohl auf Diesseitiges als auch auf Jenseitiges bezogen).

Anmerkungen

- 1 »Die Arbeit versetzt und fügt das Volk in das Wirkungsfeld aller wesentlichen Mächte des Seins. Das *in* der Arbeit und *als* Arbeit sich gestaltende Gefüge des völkischen Daseins ist der *Staat*. Der nationalsozialistische Staat ist der Arbeitsstaat. Weil der neue Student sich angesetzt weiß für die Durchsetzung des völkischen Wissensanspruches, *deshalb ist er Arbeiter.*« [HEIDEGGER(2000)], S.205
- 2 Ein Gedankenexperiment: Marx hält eine Rede zur Unterstützung Stalins.
- 3 In Heideggers 1954 erschienem Text »Die Überwindung der Metaphysik« ist der Sachverhalt so dargestellt: »Denn die Arbeit ...gelangt jetzt in den metaphysischen Rang der unbedingten Vergegenständlichung alles Anwesenden, das im Willen zum Willen west.« [HEIDEGGER(2009)] S.64/72. Weiter unten: »Das arbeitende Tier ist dem Taumel seiner Gemächte überlassen, damit es sich selbst zerreiße und in das nichtige Nichts vernichte.« Klaus Heinrich bemerkt dazu: »Von der Katastrophenmalerei, die dem Klischee vom Untergang des Abendlands folgt, vom Wagnerschen Stabreim und dem philosophisch angehobenen NS-Vokabular abgesehen: hier wird nicht nur der Arbeiter auf das arbeitende Tier reduziert ...noch erschreckender finde ich, daß ihm dieser Sprachgebrauch in den Philosophischen Seminaren deutscher Universitäten nicht vorgehalten worden ist ...« [HEINRICH(2006)] S.297
- 4 Die Grundregeln des »European Credit Transfer and Accumulation System« sind auf einer Webseite der Europäischen Kommission erklärt: http://ec.europa.eu/education/lifelong-learning-policy/doc48_en.htm (13.2.2010). Einen guten Überblick gibt die Seite der Rektorenkonferenz der schweizer Universitäten <http://www.crus.ch/information-programme/bologna-ects/was-ist-ects.html?L=0> (13.2.2010)
- 5 Vgl. [KELLERMANN ET AL.(2009)]. Paradigmatische Beiträge aus der Diskussion im Internet sind etwa <http://dokumentation-bildungsdiskurs.pbworks.com/Workload++ECTS>, <http://www.campus-hamburg.de/wiki/pages/Bologna-Prozess.html> (13.2.2010)
- 6 »Eine Welt, in welcher ökonomische Kriterien die einzig gültigen sind, eine Welt, in welcher rein pragmatisch gehandelt wird, eine ganz und gar entidealisierte und, aber das ist ein anderes Thema, entpolitisierte Welt

- also, lässt keine Ausnahmen zu. Worum es in einer solchen Welt geht, das ist die reine Verwaltung »partikulärer Zwecke«, ...Die Philosophie ist ein Warten auf solche »Blitze«, ein Warten auf kritische Zeiten, auf Brüche, auf Anfänge. Wenn die Geschichte nicht an ein Ende gelangt ist, dann wird es weiterhin jene »Blitze« geben, die für fest gehaltene Gesellschaftsfundamente zum Einsturz bringen.« [TRAWNY(2003)], S.9
- 7 Karl Jaspers hat, wie in seiner Autobiographie zu lesen ist, Heidegger 1933 gefragt: »Wie soll ein so ungebildeter Mensch wie Hitler Deutschland regieren?« Er überliefert folgende Antwort: »Bildung ist ganz gleichgültig ...sehen Sie nur seine wunderbaren Hände an!« [JASPERS(1984)], S.101.
 - 8 Ausnahmen bestätigen die Regel: [MANOVICH(O.J.)], [MANOVICH(2002)], [CHESHER(2002)]
 - 9 »Je befreiter die Natur waltet, um so großartiger und gebändiger ist die gestaltende Macht der echten *Technik* ihr dienstbar zu machen. In die Natur gebunden, von ihr getragen und überwölbt, durch sie befeuert und begrenzt, verwirklicht sich die *Geschichte* des Volkes.« [HEIDEGGER (2000)], S.200f
 - 10 Einen programmatischen Versuch zur Relativierung dieses Zwiespalts hat [FRIEDMAN(2004)] vorgelegt.
 - 11 Ich habe diesen Vergleich in einer früheren Publikation systematisch ausgeführt [HRACHOVEC(1989)].
 - 12 Unter dem Titel »resolute reading« ist im letzten Jahrzehnt eine Lesart des *Tractatus* vorgeschlagen worden, die den performativen (Verbots-)Aspekt der betreffenden Passagen in den Vordergrund stellt. Zur Orientierung siehe [CRARY ET AL.(2000)], [WILLIAMS(2004)], [DIAMOND/CONANT (2004)]
 - 13 Sextus Empiricus, *Adversus mathematicos*, 7,65-87
 - 14 »Als er nämlich im Theater der Athener auftrat, wagte er zu sagen: Legt mir eine Frage vor. Er war der erste, der diesen riskanten Vorschlag öffentlich machte, indem er zu verstehen gab, alles zu wissen und über alles zu sprechen, wobei er den richtigen Augenblick berücksichtigte.« [DIELS/KRANZ(1961)], A1a Philostrat, *Vitae sophistarum* I,1
 - 15 Zu Platon allgemein siehe [PLEGER(2009)]; [ACKEREN(2004)], [SCHIEMANN(2006)], [FERRARI(2007)], [BENSON(2006)]. Zur Politeia: [DIXSAULT(2005a)], [DIXSAULT(2005b)], [ROSEN(2005)]
 - 16 Zur Orientierung eignen sich: [VLASTOS(1991)], [VLASTOS(1994)],

- [LACEY(1980)], [AHBEL-RAPPE/KAMTEKAR(2006)], [FISCHER(2004)].
- 17 »In today's terms, Socrates' position can be compared with that of a consultant, a coach, or a discussion leader, and his fellow conversants can be compared with customers, clients, or partners.« [KIKOSKI/KIKOSKI(2004)], S.126. Die Kikoskis wiederholen eine bereits in der Antike bezeugte Einordnung Sokrates' unter die Sophisten.
- 18 Die hier interpretierte Stelle bietet nur einen Aspekt der platonischen »Ideenlehre«. Es wären insbesondere Phaidon 95b ff und Parmenides 128 ff zu ergänzen. Sie betrifft allerdings die Voraussetzung, von der z.B. Phaidon 100a ausgeht: »Ich setze also voraus, dass es ein Schönes an ihm selbst gibt.«
- 19 Zum Stichwort »Gegensatz« vgl. [HRACHOVEC(2010)]
- 20 Im anglo-amerikanischen Sprachraum ist von einer »theory of forms« die Rede. Ihr Für und Wider ist kontrovers. Siehe etwa [GILL(2006)], [DANCY(2006)], [ALLEN(1980)]. Einflußreich ist geworden: [WIELAND (1982)].
- 21 Die Zusammenhänge sind genauer ausgeführt in [HRACHOVEC(1978)].
- 22 Zwei Einführungen in die Theorie relationaler Datenbanken sind [HERNANDEZ(1997)] und [VOSSEN(1995)]
- 23 Er sitzt am Strand, ein Regenguss setzt ein. Es ist ein Wasserstrahl, der ausschließlich auf Truman gezielt ist. Wenn er ihm ausweicht, geht es ins Leere. Erst nach einiger Zeit wird aus dem fokussierten Strahl ein Landregen. Truman jubelt: er hat eine Inkonsistenz gefunden.
- 24 Vgl. [MEYER-DRAWE(2008)]
- 25 Dazu Alice Pechruggl »Metaxy, die Mitte, das Zwischendrin, das Mittlere: Das semantische Feld, welches dieses Wort bezeichnet, ist so vieldimensional wie das Denken und die Welt, die es philosophisch zu erschließen galt: zeitlich, räumlich, substantiell, logisch, mathematisch, geographisch, erkenntnistheoretisch, ethisch, psychologisch, dramatisch, politisch, usw. In fast allen Kontexten, in denen es auftaucht, verweist es auf einen Wechsel, auf einen Gegensatz, den anzudeuten und zu vermitteln es aufgerufen wird ... Bei Platon spielt das metaxy, über seine Funktion für das Chiasma hinaus, eine zentrale Rolle, und zwar sowohl auf der logisch-erkenntnistheoretischen Ebene (zwischen apeiron und eingegrenztem Einen, oder wenn es etwa darum geht, die Mitte zwischen Erkennbarem und Erkennen sowie zwischen Nicht Erkennbarem und Nicht Seiendem zu erläutern) als auch auf der psychologisch-ethischen und auf der politi-

- schen Ebene.« [PECHRIGGL(2006)], S.12
- 26 [LATOUR(2004)] verweist auf die Schattenseiten der Parabel, die auch im weiteren Verlauf des vorliegenden Buches deutlich werden.
- 27 Eine systematische Auseinandersetzung mit Platons *Politeia* unter diesem Gesichtspunkt bietet [RANCIÈRE(2007)]
- 28 Ein simpler Fall: das Prüfungssystem einer Universität ist historisch gewachsen und einigermaßen funktional. Aber es ist nicht in allen Disziplinen gleichartig und an manchen Stellen teurer, als vertretbar. Ideal ist ein homogenes Prüfungssystem für alle. Platon und die Technokraten reichen einander die Hand.
- 29 Adolf Loos etwa hat auf die Häuser der Gründerzeit einen Blick geworfen, der sie als unzulänglich qualifizierte und ihre Revision angezeigt scheinen ließ.
- 30 »Eine Orientierung an der platonischen Dialogtechnik kann uns in der Tat hier weiterhelfen. Denn was am Anfang von Hegels Phänomenologie geschieht, unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht wenig von dem, was Protreptik und Elenktik in den frühen Platondialogen zustande bringen. Man wird also einmal von der Hypothese ausgehen dürfen, daß Hegels Dialektik der sinnlichen Gewißheit in Analogie zu jener frühplatonischen Dialektik zu verstehen ist, zu der – mindestens – zwei Partner nötig sind. Es wird nun überraschen, daß wir in der Dialektik der sinnlichen Gewißheit ebenfalls zwei Partner, gleichsam stilisiert, vorfinden: In Hegels Gedankengang kommt nicht nur die sinnliche Gewißheit, das unmittelbare Wissen selbst vor, sondern ebenso auch wir, die wir dieses unmittelbare Wissen zum Gegenstand der Betrachtung machen.« [WIELAND(1973)]S. 69.
- 31 »Die Aufgabe aber, das Individuum von seinem ungebildeten Standpunkte aus zum Wissen zu führen, war in ihrem allgemeinen Sinn zu fassen, und das allgemeine Individuum, der Weltgeist, in seiner Bildung zu betrachten.« [HEGEL(1986)] S.31f, vgl. S.72f
- 32 Es ist kein Zufall, dass die gängigen Kommentare die Episode »Bildung« gerne aussparen. Siehe zuletzt [VIEWEG/WELSCH(2008)]. Zum Thema: [VAN DOOREN(1974)].
- 33 Ein Gespräch mit Th. Auinger zu diesem Thema ist unter ftp://audiothek.philo.at/mp3/Hegel_Bildung_Betrug_1.mp3 und ftp://audiothek.philo.at/mp3/Hegel_Bildung_Betrug_2.mp3 abrufbar. (28.2.2010)

- 34 Erstmals in der 2. Unzeitgemäße Betrachtung: *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*.
- 35 [ADORNO(2003)]. »Was aus Bildung wurde und nun als eine Art negativen objektiven Geistes, keineswegs bloß in Deutschland, sich sedimentiert, wäre selber aus gesellschaftlichen Bewegungsgesetzen, ja aus dem Begriff von Bildung abzuleiten. Sie ist zu sozialisierter Halbbildung geworden, der Allgegenwart des entfremdeten Geistes. Nach Genesis und Sinn geht sie nicht der Bildung voran, sondern folgt auf sie. Alles ist darin von den Maschen der Vergesellschaftung eingefangen, nichts mehr ungeformte Natur; deren Roheit aber, das alte Un-wahre, erhält zäh sich am Leben und reproduziert sich erweitert. Inbegriff eines der Selbstbestimmung entäußerten Bewußtseins, klammert sie sich unabdingbar an approbierte Kulturelemente.« S.93f
- 36 Der Artikel ist überschrieben: »Apokalypse (Offener Brief an das Publikum).« Er beginnt: »Am 1. April 1909 wird aller menschlichen Voraussicht nach die Fackel ihr Erscheinen einstellen. Den Weltuntergang aber datiere ich von der Eröffnung der Luftschiffahrt.«
- 37 Peter Trawny [TRAWNY(2006)], der »die Erschütterung der Logik« aus [HEIDEGGER(1998b)] evoziert, vermeidet es, sie in ihren Kontext zu stellen. Das gesamte Buch »Heidegger und die Logik« [DENKER/ZABOROWSKI(2006)] enthält kein einziges Vorkommnis des Terminus »Nationalsozialismus«.
- 38 »Wir fühlen, dass selbst, wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind.« *Tracatatus 6.52*
- 39 Die Gegenrichtung zur hier vertretenen Skepsis vertritt etwa [ALONI(2007)]. Historische Aspekte behandelt [KRAYE/M.W.F.(2000)], gegenwärtige Perspektiven [RALEY/PREYER(2010)].
- 40 »...Man sehe sich heute einmal nach Schiller, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher, Hegel, Schelling um, man lese ihre Briefwechsel und führe sich in den grossen Kreis ihrer Anhänger ein: was ist ihnen gemeinsam, was an ihnen wirkt auf uns, wie wir jetzt sind, bald so unausstehlich, bald so rührend und bemitleidenswerth? Einmal die Sucht, um jeden Preis moralisch erregt zu erscheinen; sodann das Verlangen nach glänzenden knochenlosen Allgemeinheiten, nebst der Absicht auf ein Schöner-sehen-wollen in Bezug auf Alles (Charaktere, Leidenschaften, Zeiten, Sitten), ...Es ist ein weicher, gutartiger, silbern glitzernder Idealismus, welcher

- vor Allem edel verstellte Gebärden und edel verstellte Stimmen haben will, ein Ding, ebenso anmaasslich als harmlos, beseelt vom herzlichsten Widerwillen gegen die kalte oder trockene Wirklichkeit, ...
- 41 »Ein Stein, der Körper eines Tieres, der Körper eines Menschen, mein Körper, stehen alle auf gleicher Stufe.« [WITTGENSTEIN(1969b)], Tagebuch 12.10.1916. »Alle Sätze sind gleichwertig« T 6.4
- 42 Siehe dazu (am Beispiel einer Hölderlininterpretation Heideggers) [HRACHOVEC(1987)].
- 43 »Deutsche Studenten! Ihr habt Euch für die Universität Freiburg entschieden. Diese Stadt, ihr Land und ihr Volkstum sind beherrscht und durchstimmt vom Schwarzwald. Aber auch dieser hat jetzt unter der Befehlskraft der neuen deutschen Wirklichkeit für den deutschen Studenten sein Wesen *verändert*. Der Schwarzwald ist nicht mehr *nur* das erregende Wintersportgelände und der herrliche Bereich für Ausmärsche und Sommerfahrten. Wir von der Universität Freiburg erfahren künftig im Schwarzwald *zuerst*: die Heimatberge, die Heimatwälder und die Heimattäler des Albert Leo *Schlageter*.« [HEIDEGGER(2000)], S.207. »Heideggers Hütte« beschreibt [SHARR(2006)]
- 44 »Der hier vorgeschlagene Ansatz, Technik zu denken, versteht sich gewissermaßen aus der Heidegger'schen Denktradition heraus, läuft ihr aber darin zuwider, daß nicht vom Seinsgeschick Technik ausgegangen wird, sondern vom technischen Handeln.« [IRRGANG(2002)], S 149. »Für ein Verständnis des Heideggerschen Spätdenkens bleibt es deshalb unumgänglich, die Abschiedsbewegung Heideggers nachzuvollziehen. Erst wenn man die Herkunft des späten Denkens aus den frühen Denkversuchen bedenkt, kann es in die Zukunft eines Weiterdenkens weisen.« [MARGREITER/LEIDLMAIR(1991)], S. 161. »Daher kann es uns mit Heidegger in einem ökologischen Denken, das die Schwäche der okzidentalnen Rationalität begreift, nicht um das Wissen (als Argumente, als Grund, als Gesetze) oder um die Technik (als Mittel, als Herrschaft) gehen, sondern um ein Andenken ... in dem sich die festgestellten Strukturen der technologischen Rationalisierungstendenzen aufzulösen beginnen.« [SCHÖNHERR(1989)] S.264)
- 45 Eine Leseprobe: »Jeder Denker denkt nur einen einzigen Gedanken. Dies schreibt Martin Heidegger in seinem Werk über den griechischen Philosophen Heraklit. Obwohl der Satz im wesentlichen auf Nietzsche bezogen ist, meint Heidegger damit jedoch auch sich selber. Denn sein

Werk ist ebenfalls von einem einzigen, alles fundierenden Gedanken durchzogen, den er den Philosophischen Gedanken nennt. Fast jeder Satz oder jede Aussage des umfangreichen Werkes Heideggers stehen, wenn man es genauer betrachtet, in einem direkten oder indirekten Bezug zu diesem Gedanken. Der Sonne gleich, befindet er sich im Mittelpunkt seiner Philosophie. Ohne die profunde Kenntnis dieses zentralen Punktes muß dem Leser das Werk Heideggers letztlich verschlossen bleiben. Das hinreichende Verständnis jenes Grundgedankens gibt ihm gleichsam erst den Schlüssel in die Hand, mit welchem er das Tor zur geistigen Welt dieses Denkers zu öffnen vermag. Um welchen Gedanken handelt es sich hier? Es ist der Gedanke der Ontologischen Differenz – nämlich, daß Sein nicht Seiendes ist. Er ist nach Heideggers eigenem Bekunden weder besonders verwickelt noch für den gemeinen Verstand schwer begreiflich. Trotzdem ist er seiner Ansicht zufolge dem modernen Denken das Fremdeste und Fernste. Und das, obwohl er zugleich der tiefste und fundamentalste Gedanke unserer abendländischen Kultur ist.« [NIELANDT(2006)]

- 46 Dann heißt es: »Die Ontologie kann nicht mit einem ontischen Instrumentarium arbeiten.«
- 47 Eine Auswahl: [LÜTTERFELDS(1999)]; [LUETTERFELDS(2000)]; [HRACHEV(2009b)]; [HALLER(1988)]; [GLOCK(2000)]; [FERBER(1992)]
- 48 Das Verhältnis Mensch und Tier behandelt [AGAMBEN(2002)].
- 49 Glock hat die weiter unten angeführten, semantisch ähnlichen, Ausdrücke wie »Lebensmuster« etc. nicht einbezogen.
- 50 Nochmals derselbe Punkt: »(Das Wesentliche des Begriffes ist, daß er normalerweise mit beiden Füßen auf der Erde steht; nicht, daß er hie und da einmal einen Luftsprung macht und dann auf Augenblicke den Boden unter den Füßen verliert.) (Ms 119, S.79r).
- 51 Beispiele in verschiedene Richtungen: [SENNETT(2007)], [FOUCAULT (1989)], [SCHNÄDELBACH(2008)].
- 52 Erste Ansätze einer Wiki-Pädagogik bieten [PENTZOLD(2006)], [RAFAELI(2006)], [HRACHEV(2006b)], [HRACHEV(2006a)], [HRACHEV(2010)].
- 53 Österreich, 12.11.2006, S.15
- 54 Ein letzter Verweis auf Goethe erinnert daran, dass ihm Berührungsängste gegenüber der Weltwirtschaft fremd waren. »Glaube mir, es fehlt dir nur der Anblick einer großen Tätigkeit, um dich auf immer zu dem Unsern zu

machen; und wenn du zurückkommst, wirst du dich gern zu denen gesellen, die durch alle Arten von Spedition und Spekulation einen Teil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt seinen notwendigen Kreislauf führt, an sich zu reißen wissen. Wirf einen Blick auf die natürlichen und künstlichen Produkte aller Weltteile, betrachte, wie sie wechselseitig zur Notdurft geworden sind! Welch eine angenehme, geistreiche Sorgfalt ist es, alles, was in dem Augenblicke am meisten gesucht wird und doch bald fehlt, bald schwer zu haben ist, zu kennen, jedem, was er verlangt, leicht und schnell zu verschaffen, sich vorsichtig in Vorrat zu setzen und den Vorteil jedes Augenblickes dieser großen Zirkulation zu genießen! Dies ist, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird.« [GOETHE(2005)] S.38. (Den Hinweis verdanke ich Richard Demiray.)

- 55 [READINGS(1997)]. Zur Auseinandersetzung mit Readings Thesen vgl. u.a. [WAKS(2002)], der »corporate universities« als »shadows« der traditionellen Bildungseinrichtungen versteht: als Institutionen in ihrem Schatten, als ihre Schattenbilder, aber auch als Antizipationen (»foreshadowing«) ihrer Zukunft. Über Industrie und Hochschulen in Europa und den USA schreibt [RAMIREZ(2002)].
- 56 Die Fälle von David Healy und Nancy Olivieri werden auf einer Webseite der Canadian Federation of Students dargestellt: http://www.cfsmb.ca/index.php?section_id=24 (16.2.2010).
- 57 Philosophische Aspekte in diesem Zusammenhang behandelt [BAECKER(1994)], [BAECKER(2003)].
- 58 <http://is.gd/95T8v> (24.2.2010). Version des Internet Archivs. Die Originalseite ist mittlerweile nicht mehr zugänglich.
- 59 Die Verordnung findet sich unter <http://archiv.bmbwk.gv.at/universitaeten/recht/gesetze/wbv/wbv.xml> (16.2.2010) Die Wissensbilanz der Universität Wien für 2007 ist unter http://www.univie.ac.at/mtbl02/02_pdf/20080714.pdf (16.2.2010) veröffentlicht. Eine Zusammenstellung für Innsbruck findet sich hier: <http://www.uibk.ac.at/fakten/leitung/rektor/sim/wissensbilanz/wibi-andere.html> (16.2.2010).
- 60 Zur Illustration kann die Bilanz des »Instituts für Internationales Management, Abteilung für Internationale Unternehmensführung« dienen. http://www.imgur.jku.at/general stuff/wb_2006.pdf (27.2.2010)
- 61 »In summary, the Solow residual is that part of output growth that cannot be attributed to the accumulation of capital and labor. There is a variety of

- factors that may contribute to output growth and hence the residual may be sizable. Quantifying the main determinants of the Solow residual may be instrumental in comparisons of growth experiences across countries and in testing theories of economic growth.« <http://www.encyclopedia.com/doc/1G2-3045302550.html> (18.2.2010). Zur Wachstumstheorie vgl. [KLUMP/MAUBNER(1996)][KRUGMAN/OBSTFELD(2009)].
- 62 Robert Solow stellt seine Forschung in der Nobelpreisrede allgemeinverständlich dar: http://nobelprize.org/nobel_prizes/economics/laureates/1987/solow-lecture.html (18.2.2010). »Gross output per hour of work in the U. S. economy doubled between 1909 and 1949; and some seven-eighths of that increase could be attributed to »technical change in the broadest sense« and only the remaining eight could be attributed to conventional increase in capital intensity.«
- 63 [LAVEZZI(2001)] gibt einen guten Überblick über die hier angesprochene »Wachstumstheorie«. Eine gut lesbare Einführung ist [WARSH(2006)].
- 64 Zur Einführung in die Problemlage [STEHR/MEJA(2005)]. Eine marxistische Perspektive vertritt [GORZ(2004)].
- 65 Zwei Beiträge, in denen Romer diese Intuitionen mit den Instrumenten der mathematischen Modellbildung untersucht sind [ROMER(1990)] und [ROMER(1994)].
- 66 Ein Beispiel aus den Kulturwissenschaften sind die luxuriösen Kataloge, die in Verbindung mit großen Ausstellungen herausgegeben werden. Verglichen mit dem hohen Publikumsinteresse richten sich diese oft wissenschaftlich hochwertigen Publikationen an eine verschwindend kleine Leserschicht. Aber sie signalisieren der Öffentlichkeit die Profundität des Unternehmens – und fallen beim Gesamtaufwand offenbar kaum ins Gewicht.
- 67 »In any assessment of the net costs and benefits associated with this proposed remedy (i.e. die Trennung des Betriebssystem von Anwendungen für Windows. h.h.), one simple fact stands out. Because it will raise the rate of innovation for the economy as a whole, the remedy creates a stream of benefits that will persist and grow far into the future. There is genuine uncertainty about the exact magnitudes of the benefits and any costs. But any reasonable calculation shows that the expected benefits overwhelm the costs.« [ROMER(2000)]
- 68 Zur Einführung in den Diskussionsstand eignen sich gut [HEINRICH/KIRSTEIN(2006)], [SCHOLZ/STEIN(2009)].

- 69 Dieser Abschnitt ist eine leicht überarbeitete Version von [HRACHOVEC (2009a)]. Der Text wurde vor der Protestbewegung im Herbst 2009 verfasst. Es schien Zeit für eine kritische Rückschau. Kurz darauf sah sich die skeptische Befürwortung mit massiver Kritik am Bolognaprozess konfrontiert. Diese Verläufe dokumentiert der anschließende Digest.
- 70 Einen allgemeinen Überblick gibt <http://is.gd/7VEER> (18.2.2020).
- 71 Die »Bologna-Initiative« wird von der »Bologna-Followup-Gruppe« getragen. <http://www.ond.vlaanderen.be/hogeronderwijs/bologna/> (18.2.2010)
- 72 Das Universitätsgesetz 2002 ist nachzulesen unter <http://is.gd/7VFe8>. (18.2.2010)
- 73 In der Erstversion dieses Textes stand an dieser Stelle der Satz »Betriebliche Unruhen (vgl. Bahn und Post) anlässlich der Studienreform sind ausgeblieben.« Er deutete eine gewisse Verwunderung über diesen Umstand an.
- 74 Zur Funktionsbeschreibung: <http://is.gd/7VF0d> (18.2.2010).
- 75 Die maßgeblichen Dokumente zur Umsetzung der Reform finden sich unter <http://bologna.univie.ac.at/index.php?id=dokumente> (18.2.2010).
- 76 Ein Glossar des »newsspeak«: <http://bologna.univie.ac.at/index.php?id=glossar> (18.2.2010).
- 77 Videomitschnitt einer von der »Plattform Universitäre Mitbestimmung« veranstalteten Podiumsdiskussion: <http://is.gd/7VJmk> und <http://is.gd/7VH2H>. Ein Vortrag von h.h. zum Thema Bildung und Bologna ist unter <http://is.gd/7VDXR> abrufbar. Weitere audiovisuelle Quellen: <http://ctl.univie.ac.at/index.php?id=62801>. (18.2.2010)
- 78 Ein Beispiel eindringlicher Kritik: <http://slawistik.univie.ac.at/studium/didaktische-plattform/> (18.2.2010).
- 79 Diese Zuschreibung ist inkorrekt. Der Verweis auf Milan Kundera kam von Eugénie.

Literatur

- [ABITEBOUL ET AL.(1995)] ABITEBOUL, S./ ET AL. (1995): Foundations of Databases, Addison-Wesley, Reading, Massachusetts.
- [ACKEREN(2004)] ACKEREN, M. v. (Hrsg.) (2004): Platon verstehen, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.
- [ADORNO(2003)] ADORNO, T. (2003): Theorie der Halbbildung, in: Gesammelte Schriften 8. Soziologische Schriften, Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [AGAMBEN(2002)] AGAMBEN, G. (2002): Das Offene. Der Mensch und das Tier, Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [AHBEL-RAPPE/KAMTEKAR(2006)] AHBEL-RAPPE, S./KAMTEKAR, R. (Hrsg.) (2006): A Companion to Socrates, Blackwell, Oxford.
- [GRÜBEL (2004)] ET AL., D. G. (2004): Intellectual Capital Reporting – ein Vergleich von vier Ansätzen, in: zfo -online, (1), S. 19–27, URL: <http://www.zfo.de>. (28.2.2010)
- [ALLEN(1980)] ALLEN, R. (1980): Plato's Earlier Theory of Forms, in: VLASTOS, G. (Hrsg.), The Philosophy of Socrates. A Collection of Critical Essays, University of Notre Dame Press, Notre Dame.
- [ALONI(2007)] ALONI, N. (2007): Enhancing Humanity. The Philosophical Foundations of Humanistic Education, Springer, Dordrecht.
- [ANNAS(1981)] ANNAS, J. (1981): An Introduction to Plato's Republic, Clarendon Press, Oxford.
- [AUINGER(2007)] AUINGER, T. (2007): Bildung als Betrug und Selbstbetrug, in: AUINGER, T./GRIMMLINGER, F. (Hrsg.), Wissen und Bildung. Zur Aktualität von Hegels Phänomenologie des Geistes anlässlich ihres 200jährigen Jubiläums, Peter Lang, Frankfurt/Main.
- [BAECKER(1994)] BAECKER, D. (1994): Postheroisches Management: Ein Vademecum, Merve, Berlin.
- [BAECKER(2003)] BAECKER, D. (2003): Organisation und Management – Aufsätze, Suhrkamp, Frankfurt.
- [BARRY(1996)] BARRY, D. K. (1996): Forms of Life and Following Rules. A Wittgensteinian Defense of Relativism, E.J.Brill, Leiden.
- [BAUMERT ET AL.(2002)] BAUMERT, J./ ET AL. (2002): Manifest, in: KILLIUS, N./ ET AL. (Hrsg.), Die Zukunft der Bildung, edition suhrkamp,

- Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [BENSON(2006)] BENSON, H. H. (Hrsg.) (2006): *A Companion to Plato*, Blackwell Companions to Philosophy, Blackwell, Oxford.
- [BLACKBURN(2007)] BLACKBURN, S. (2007): *Platon, Der Staat*, dtv, München.
- [BORNEMANN(2004)] BORNEMANN, M. (2004): Kommunikation und Intellectual Capital Reporting. Die Rolle der Wissensbilanz als internes und externes Kommunikationsinstrument, Techn. Ber., Arbeitskreis Wissensbilanz.
- [CHESHER(2002)] CHESHER, C. (2002): Why the Digital Computer is Dead, ctheory.net. Electronic Document, URL: <http://ctheory.net/articles.aspx?id=334>. (28.2.2010)
- [CODD(1970)] CODD, E. F. (1970): A Relational Model of Data for Large Shared Data Banks, in: *Communications of the ACM*, 13, S. 377–387.
- [COWAN(2005)] COWAN, R. (2005): Universities and the Knowledge Economy, Elektronisches Dokument, URL: http://advancingknowledge.com/drafts/Cowan-Cowan_Universities.pdf. (28.2.2010)
- [CRARY ET AL.(2000)] CRARY, A./ ET AL. (Hrsg.) (2000): *The New Wittgenstein*, Routledge, London.
- [DANCY(2006)] DANCY, R. (2006): *Platonic Definitions and Forms*, in: BENSON, H. H. (Hrsg.), *A Companion to Plato*, Blackwell Companions to Philosophy, Blackwell, Oxford.
- [DATE(1995)] DATE, C. (1995): *An Introduction to Database Systems*, 6. Aufl., Addison-Wesley, Reading, Massachusetts.
- [DAUM(2003)] DAUM, J. H. (2003): Intellectual Capital Statements: Basis für ein Rechnungswesen- und Reportingmodell der Zukunft? , in: *Controlling – Zeitschrift für Erfolgsorientierte Unternehmensführung*, 15(3-4), S. 143–154.
- [DEAZLEY(2006)] DEAZLEY, R. (2006): *Re-Thinking Copyright: History, Theory, Language*, Edward Elgar, Cheltenham.
- [DENKER/ZABOROWSKI(2006)] DENKER, A./ZABOROWSKI, H. (Hrsg.) (2006): *Heidegger und die Logik*, Rodopi, Amsterdam.
- [DERRIDA(2001)] DERRIDA, J. (2001): *Die unbedingte Universität*, edition suhrkamp, Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [DIAMOND/CONANT(2004)] DIAMOND, C./CONANT, J. (2004): On Reading the Tractatus Resolutely, in: KÖLBEL, M./WEISS, B. (Hrsg.), *Wittgenstein's Lasting Significance*, Routledge, London.

- [DIELS/KRANZ(1961)] DIELS, H./KRANZ, W. (1961): Die Fragmente der Vorsokratiker, Hildesheim.
- [DIXSAULT(2005a)] DIXSAULT, M. (Hrsg.) (2005a): Études sur la République de la Platon: 1. De la Justice, J. Vrin, Paris.
- [DIXSAULT(2005b)] DIXSAULT, M. (Hrsg.) (2005b): Études sur la République de la Platon: 2. De la science, du bien et des mythes, J. Vrin, Paris.
- [VAN DOOREN(1974)] VAN DOOREN, W. (1974): Der Begriff der Bildung in der Phänomenologie des Geistes, in: Hegel-Studien, Bd. 4, Köln.
- [ERLER(2006)] ERLER, M. (2006): Platon, C.H.Beck, München.
- [FERBER(1992)] FERBER, R. (1992): Wittgensteins Philosophie der Mathematik: Akten des 15. Internationalen Wittgenstein-Symposiums, Bd. 20, Kap. »Lebensform« oder »Lebensformen«? Zwei Addenda zur Kontroverse zwischen N. Garver und R. Haller, S. 270–276, Wien.
- [FERRARI(2007)] FERRARI, G. (Hrsg.) (2007): The Cambridge Companion to Plato's Republic, Cambridge University Press, Cambridge.
- [FISCHER(2004)] FISCHER, W. (2004): Sokrates pädagogisch, Bd. 4, Schriften zur wissenschaftlichen Pädagogik., Königshausen & Neumann, Würzburg.
- [FLEIG(o.J.)] FLEIG, H. (o.J.): Die philosophische Kontroverse zwischen Sloterdijk und Habermas, Elektronisches Dokument, URL: [http://www.fleig-fleig.de/pageID\\\$do5\(5\)679987.html](http://www.fleig-fleig.de/pageID\$do5(5)679987.html). (28.2.2010)
- [FOUCAULT(1989)] FOUCAULT, M. (1989): Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit, Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [FRIEDMAN(2004)] FRIEDMAN, M. (2004): Carnap. Cassirer. Heidegger. Geteilte Wege, Fischer, Frankfurt.
- [FUHRMANN(2002)] FUHRMANN, M. (2002): Bildung. Europas kulturelle Identität, 18182, universal-bibliothek., Reclam, Stuttgart.
- [GARVER(1994)] GARVER, N. (1994): Form of Life, in: This Complicated Form of Life, S. 237–267S, Open Court, Chicago and La Salle.
- [GILL(2006)] GILL, M. L. (2006): Problems for Forms, in: BENSON, H. H. (Hrsg.), A Companion to Plato, Blackwell Companions to Philosophy, Blackwell, Oxford.
- [GLOCK(2000)] GLOCK, H.-J. (2000): Forms of Life: Back to Basics, in: Wittgenstein-Studien, 1, S. 63–84.
- [GOETHE(1926)] GOETHE, J. W. v. (1926): Goethes Werke, Bd. 7, Dramen III, Iphigenie auf Tauris, Bibliographisches Institut, Mannheim.
- [GOETHE(2005)] GOETHE, J. W. v. (2005): Wilhelm Meisters Lehrjahre, in:

- TRUNZ, E. (Hrsg.), Goethes Werke, Hamburger Ausgabe 7, Beck, München.
- [GORZ(2004)] GORZ, A. (2004): Wissen, Wert und Kapital. Zur Kritik der Wissensökonomie, Rotbuchverlag, Zürich.
- [GREENHALGH/ROGERS(2010)] GREENHALGH, C./ROGERS, M. (2010): Innovation, Intellectual Property, and Economic Growth, Princeton University Press, Princeton.
- [GUGERLI(2009)] GUGERLI, D. (2009): Die Welt als Datenbank, edition suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [GUGERLI(2007)] GUGERLI, D. E. A. (Hrsg.) (2007): Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3.
- [HADOT(2002)] HADOT, P. (2002): Exercises spirituels et philosophie antique, Albin Michel, Paris.
- [HALLER(1988)] HALLER, R. (1988): Questions on Wittgenstein, Routledge, London.
- [HEGEL(1986)] HEGEL, G. W. F. (1986): Phänomenologie des Geistes, 603, stw, Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [HEIDEGGER(1998a)] HEIDEGGER, M. (1998a): Beiträge zur Philosophie (Vom Ereignis), Bd. 65, Gesamtausgabe. III. Abteilung: Unveröffentlichte Abhandlungen, Vittorio Klostermann, Frankfurt/Main.
- [HEIDEGGER(1998b)] HEIDEGGER, M. (1998b): Logik als die Frage nach dem Wesen der Sprache, Klostermann, Frankfurt/Main.
- [HEIDEGGER(2000)] HEIDEGGER, M. (2000): Reden und andere Zeugnisse eines Lebensweges 1910-1976, Klostermann, Frankfurt/Main.
- [HEIDEGGER(2003)] HEIDEGGER, M. (2003): Holzwege, Klostermann, Frankfurt/Main.
- [HEIDEGGER(2004a)] HEIDEGGER, M. (2004a): Brief über den Humanismus, in: Wegmarken, Klostermann, Frankfurt/Main.
- [HEIDEGGER(2004b)] HEIDEGGER, M. (2004b): Platons Lehre von der Wahrheit, in: Wegmarken, Klostermann, Frankfurt/Main.
- [HEIDEGGER(2009)] HEIDEGGER, M. (2009): Vorträge und Aufsätze, Klett-Cotta, Stuttgart.
- [HEINRICH(2006)] HEINRICH, K. (2006): arbeiten mit herakles, Zur Figur und zum Problem des Heros. Antike und moderne Formen seiner Interpretation und Instrumentalisierung, Bd. 9, Dahlemer Vorlesungen, Stroemfeld/Roter Stern, Frankfurt/Main.

- [HEINRICH/KIRSTEIN(2006)] HEINRICH, P./KIRSTEIN, D. (2006): Ökonomisierung des Hochschulwesens. Redebeiträge und Thesen des 17. Glienicker Gesprächs 2006, URL: <http://www.fhvr-berlin.de/fhvr/fileadmin/content/publikation/hs/bdh27.pdf>. (28.2.2010)
- [HERNANDEZ(1997)] HERNANDEZ, M. J. (1997): Database Design for Mere Mortals. A Hands-on Guide to Relational Database Design, Addison-Wesley Developers Press, Reading, Massachusetts.
- [HEUER/SAAKE(1997)] HEUER, A./SAAKE, G. (1997): Datenbanken. Konzepte und Sprachen, Thomson, Bonn.
- [HORN(2005)] HORN, C. (2005): Platons episteme-doxa Unterscheidung und die Ideentheorie, in: HÖFFE, O. (Hrsg.), Platon. Politeia, Bd. 7, Klassiker auslegen, Akademie Verlag, Berlin.
- [HRACHOVEC(1978)] HRACHOVEC, H. (1978): Bilder, zweiwertige Logik und negative Tatsachen in Wittgensteins »Tractatus«, in: Zeitschrift für Philosophische Forschung, 32, S. 526–539.
- [HRACHOVEC(1987)] HRACHOVEC, H. (1987): Das vertauschte Herz. Heidegger und Hölderlins »Wie wenn am Feiertage...«, in: Wespennest, 68, S. 52–56.
- [HRACHOVEC(1989)] HRACHOVEC, H. (1989): Vermessen: Studien über Subjektivität, Stroemfeld, Frankfurt/Main.
- [HRACHOVEC(1992)] HRACHOVEC, H. (1992): Das Klischee und die Endlichkeit der Erkenntnis, in: P.MUHR/P.FEYERABEND/C.WEGELER (Hrsg.), Philosophie Psychoanalyse Emigration. Festschrift für Kurt Rudolf Fischer zum 70. Geburtstag, S. 119–131, Wien.
- [HRACHOVEC(1993)] HRACHOVEC, H. (1993): Deletion or Deployment. Is That any Way to Treat a Sign? , in: Continental Philosophy, 5, S. 61–75.
- [HRACHOVEC(1996)] HRACHOVEC, H. (1996): Nie wieder große Worte, in: Die Zeit, (26), S. 78.
- [HRACHOVEC(2000)] HRACHOVEC, H. (2000): Wittgenstein on line / on the line, URL: http://wab.aksis.uib.no/wab_contrib-hh.page. (28.2.2010)
- [HRACHOVEC(2001)] HRACHOVEC, H. (2001): Evaluating the Bergen Electronic Edition, URL: http://wab.aksis.uib.no/wab_contrib-audio-hh.page. (28.2.2010)
- [HRACHOVEC(2004)] HRACHOVEC, H. (2004): Technik: Erfolgsgeschichte, Schreckbild, Spielraum, in: Philosophische Rundschau, 51(1), S. 27–52.
- [HRACHOVEC(2005)] HRACHOVEC, H. (2005): Evaluating the Bergen Electronic Edition, in: Wittgenstein: The philosopher and his works,

- Wittgenstein Archives at the University of Bergen (WAB), Bergen.
- [HRACHOVEC(2006a)] HRACHOVEC, H. (2006a): Bildung zwischen Luxus und Notwendigkeit, Kap. Wissen und Weitra, S. 185–195, Wien.
- [HRACHOVEC(2010)] HRACHOVEC, H. (2007): Wikis hegelianisch, in: The Shape of Things to Come, Springer, Berlin. In Vorbereitung.
- [HRACHOVEC(2009a)] HRACHOVEC, H. (2009a): Checkpoint Bologna, Universität Wien 2008, in: SCHRITTESSER, I. (Hrsg.), University goes Bologna: Trends in der Hochschullehre. Entwicklungen, Herausforderungen, Erfahrungen. Wiener Universitätsverlag, Wien.
- [HRACHOVEC(2009b)] HRACHOVEC, H. (2009b): Formvollendet? Nein danke!, in: DENKER, C. (Hrsg.), Lebensform Wittgenstein. Bilder und Begriffe, S. 21–24, Passagen, Wien.
- [HRACHOVEC(2010)] HRACHOVEC, H. (2010): Gegensatz, in: Neues Handbuch philosophischer Grundbegriffe, Alber, Freiburg. Im Druck.
- [HRACHOVEC(2006b)] HRACHOVEC AND LUGER, M. (2006b): eLearning an der Universität Wien. Forschung – Entwicklung – Einführung, Kap. Zwei Stunden und der Rest der Woche. Bemerkungen zur Wiki-Pädagogik, S. 226–240, Waxmann, Wien.
- [HÖFFE(2005)] HÖFFE, O. (2005): Vom Nutzen des Nutzlosen. Zur Bedeutung der Philosophie im Zeitalter der Ökonomisierung, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, (53), URL: <http://forum-kritische-paedagogik.de/start/request.php?208> (28.2.2010)
- [HÖRISCH(2006)] HÖRISCH, J. (2006): Die ungeliebte Universität, Hanser, München.
- [IRRGANG(2002)] IRRGANG, B. (2002): Philosophie der Technik. Technische Praxis. Gestaltungsperspektiven technischer Entwicklung, Bd. 2, Ferdinand Schöningh, Paderborn.
- [IVÁNKA(1990)] IVÁNKA, E. v. (1990): Plato Christianus. Übernahme und Umgestaltung des Platonismus durch die Väter, Johannes Verlag, Einsiedeln.
- [JASPERS(1984)] JASPERS, K. (1984): Philosophische Autobiographie. (Erweiterte Neuausgabe), Pieper, München.
- [KELLERMANN ET AL.(2009)] KELLERMANN, P./ ET AL. (Hrsg.) (2009): Zur Kritik europäischer Hochschulpolitik: Forschung und Lehre unter Kuratel betriebswirtschaftlicher Denkmuster, Vs Verlag, Wiesbaden.
- [KIKOSKI/KIKOSKI(2004)] KIKOSKI, C. K./KIKOSKI, J. F. (2004): The Inquiring Organization. Tacit Knowledge, Conversation, and

- Knowledge Creation: Skills for 21st-Century Organizations, Praeger, Westport, Connecticut.
- [KISHIK(2008)] KISHIK, D. (2008): Wittgenstein on Meaning and Life, in: *Philosophia*, 36, S. 111–128.
- [KLUMP/MAUBNER(1996)] KLUMP, R./MAUBNER, A. (1996): *Wachstumstheorie*, Springer, Berlin.
- [KRAUS(1908)] KRAUS, K. (1908): Apokalypse (Offener Brief an das Publikum), in: *Die Fackel*, 10(261-262), S. 1–14.
- [KRAYE/M.W.F.(2000)] KRAYE, J./M.W.F., S. (2000): *Humanism and Early Modern Philosophy*, Routledge, New York.
- [KRUGMAN/OBSTFELD(2009)] KRUGMAN, P./OBSTFELD, M. (2009): *Internationale Wirtschaft: Theorie und Politik der Außenwirtschaft*, Pearson Studium, München.
- [LACEY(1980)] LACEY, A. (1980): Our Knowledge of Socrates, in: VLASTOS, G. (Hrsg.), *The Philosophy of Socrates. A Collection of Critical Essays*, University of Notre Dame Press, Notre Dame.
- [LATOUR(2004)] LATOUR, P. (2004): *Politics of Nature. How to bring the Sciences into Democracy*, Harvard University Press, Cambridge, Mass.
- [LAVEZZI(2001)] LAVEZZI, A. M. (2001): Division of Labour and Economic Growth: from Adam Smith to Paul Romer and Beyond, URL: <http://www.unipa.it/lavezzi/papers/divlabpaper1.0.pdf>. (28.2.2010)
- [LIESSMANN(2006)] LIESSMANN, K. P. (2006): *Theorie der Unbildung: Die Irrtümer der Wissensgesellschaft*, Zsolnay Verlag, Wien.
- [LUETTERFELDS(2000)] LUETTERFELDS, W. (2000): Interkulturelles Verstehen in Wittgensteins Konzept von Sprachspiel, Weltbild und Lebensform, in: LÜTTERFELDS, A. u. R., WILHELM UND ROSER (Hrsg.), *Wittgenstein Jahrbuch 2000*, S. 9–33, Peter Lang, Frankfurt/Main.
- [LÜTTERFELDS(1999)] LÜTTERFELDS, A., WILHELM UND ROSER (Hrsg.) (1999): Der Konflikt der Lebensformen in Wittgensteins Philosophie der Sprache, Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [MACDONALD/ZIAREK(2007)] MACDONALD, I./ZIAREK, K. (Hrsg.) (2007): *Adorno and Heidegger. Philosophical Questions*, Stanford University Press, Palo Alto.
- [MANOVICH(2002)] MANOVICH, L. (2002): *The Language of New Media*, MIT Press.
- [MANOVICH(o.J.)] MANOVICH, L. (o.J.): Database as a Genre of New Media, *AI & Society. The Journal of Human-Centred and Machine*

- Intelligence. Electronic Document., URL: [http://vv.arts.ucla.edu/AI/s/do5\(S\)society/manovich.html](http://vv.arts.ucla.edu/AI/s/do5(S)society/manovich.html). (28.2.2010)
- [MARGREITER/LEIDLMAIR(1991)] MARGREITER, R./LEIDLMAIR, K. (Hrsg.) (1991): Heidegger. Technik – Ethik – Politik, Königshausen & Neumann, Würzburg.
- [MAY/SELL(2005)] MAY, C./SELL, S. K. (2005): Intellectual Property Rights: A Critical History, Lynne Rener, London.
- [MEIER(1983)] MEIER, C. (1983): Die Entstehung des Politischen bei den Griechen, 427, stw, Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [MEYER-DRAWE(2008)] MEYER-DRAWE, K. (2008): Höhlenqualen. Bildungstheoretische Provokationen durch Sokrates und Platon, in: REHN, R./SCHUES, C. (Hrsg.), Bildungsphilosophie. Grundlagen. Methoden. Perspektiven, Karl Alber, Freiburg/München.
- [MITTELSTRASZ(2002)] MITTELSTRÄß, J. (2002): Bildung und ethische Maße, in: KILLIUS, N./ ET AL. (Hrsg.), Die Zukunft der Bildung, edition suhrkamp, Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [MÖRCHEN(1981)] MÖRCHEN, H. (1981): Adorno und Heidegger. Untersuchung einer philosophischen Kommunikationsverweigerung, Klett-Cotta, Stuttgart.
- [NENNEN(2003)] NENNEN, H.-U. (2003): Philosophie in Echtzeit: die Sloterdijk–Debatte: Chronik einer Inszenierung. Über Metaphernfolgenabschätzung, die Kunst des Zuschauers und die Pathologie der Diskurse, Königshausen & Neumann, Würzburg.
- [NEURATH(1932/1933)] NEURATH, O. (1932/1933): Protokollsätze, in: Erkenntnis, 3, S. 204–214.
- [NIDA-RÜMELIN(2007)] NIDA-RÜMELIN, J. (2007): Noch ist es nicht zu spät, um Schaden abzuwehren, in: attempto! Forum der Universität Tübingen, (22), URL: <http://www.uni-tuebingen.de/uni/qvo/at/download/attempto22.pdf>. (28.2.2010)
- [NIELANDT(2006)] NIELANDT, K. (2006): Der philosophische Grundgedanke bei Heidegger und die Krise der Moderne, in: Marburger Forum. Beiträge zur geistigen Situation der Gegenwart, 7(1).
- [NIETZSCHE(1988)] NIETZSCHE, F. (1988): Morgenröte, 3, Kritische Studienausgabe, de Gruyter, Berlin.
- [PECHRIGGL(2006)] PECHRIGGL, A. (2006): Chiasmen. Antike Philosophie von Platon zu Sappho – von Sappho zu uns, Transcript, Bielefeld.
- [PENNER(2006)] PENNER, T. (2006): The Forms and the Sciences in Socrates

- and Plato, in: BENSON, H. H. (Hrsg.), *A Companion to Plato*, Blackwell Companions to Philosophy, Blackwell, Oxford.
- [PENTZOLD(2006)] PENTZOLD, S., CHRISTIAN AND SEIDENGLANZ (2006): Foucault@Wiki: first steps towards a conceptual framework for the analysis of Wiki discourses, in: WikiSym '06: Proceedings of the 2006 international symposium on Wikis, S. 59–68, ACM Press, New York, NY, USA, ISBN 1-59593-413-8, <http://doi.acm.org/10.1145/1149453.1149468>. (28.2.2010)
- [PICHT(1964)] PICHT, G. (1964): *Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation*, Herder, Freiburg.
- [PLEGER(2009)] PLEGER, W. H. (2009): *Platon, Wissenschaftliche Buchgesellschaft*, Darmstadt.
- [RAFAELI(2006)] RAFAELI, S. (2006): *Wiki uses in teaching and learning*, ACM Press, Odense, Denmark, ISBN 1-59593-413-8.
- [RALEY/PREYER(2010)] RALEY, Y./PREYER, G. (2010): *Philosophy of Education in the Era of Globalization*, Routledge, New York.
- [RAMIREZ(2002)] RAMIREZ, F. O. (2002): Eyes wide shut: University, state, and society, in: *European Educational Research Journal*, 1(2).
- [RANCIÈRE(2007)] RANCIÈRE, J. (2007): *Le philosophe et ses pauvres*, Flammarion, Paris.
- [READINGS(1997)] READINGS, B. (1997): *The University in Ruins*, Harvards University Press.
- [ROMER(2000)] ROMER, P. (2000): Declaration of Paul M. Romer, URL: <http://www.justice.gov/atr/cases/f219100/219128.htm>. (28.2.2010)
- [ROMER/KURTZMAN(2008)] ROMER, P./KURTZMAN, J. (2008): An Interview with Paul Romer, URL: http://w7.ens-lsh.fr/amrieu/IMG/pdf/Romer_on_Knowledge_economy_7-08-2.pdf. (28.2.2010)
- [ROMER/ROBERTS(2007)] ROMER, P./ROBERTS, R. (2007): An Interview with Paul Romer on Economic Growth, URL: <http://www.econlib.org/library/Columns/y2007/Romergrowth.html>. (28.2.2010)
- [ROMER(1990)] ROMER, P. M. (1990): Endogenous Technological Change, in: *Journal of Political Economy*, 98(5), S. S71–S102.
- [ROMER(1994)] ROMER, P. M. (1994): New goods, old theory, and the welfare costs of trade restrictions, in: *Journal of Development Economics*, 43, S. 5–38.
- [ROMER(2007)] ROMER, P. M. (2007): Economic Growth, URL: <http://www.econlib.org/library/Enc/EconomicGrowth.html>. (28.2.2010)

- [ROMER/BAILEY(2001)] ROMER, P. M./BAILEY, R. (2001): Post-Scarcity Prophet, URL: <http://reason.com/archives/2001/12/01/post-scarcity-prophet>. (28.2.2010)
- [ROSEN(2005)] ROSEN, S. (2005): *Plato's Republic. A Study*, Yale University Press, New Haven.
- [SAVAGE(2008)] SAVAGE, R. (2008): *Hölderlin After the Catastrophe: Heidegger – Adorno – Brecht* (Studies in German Literature, Linguistics, and Culture), Camden House, Rochester.
- [SCHIEMANN(2006)] SCHIEMANN, G. A. (Hrsg.) (2006): *Platon im nachmetaphysischen Zeitalter*, Wissenschaftliche Buchgemeinschaft, Darmstadt.
- [SCHMIDT-SALOMON(o.J.)] SCHMIDT-SALOMON, M. (o.J.): *Die Entzauberung des Menschen. Anmerkungen zum Verhältnis von Humanismus und Anthropologie*, URL: <http://www.schmidt-salomon.de/entzaub.htm>. (28.2.2010)
- [SCHNÄDELBACH(2008)] SCHNÄDELBACH, H. (2008): *Bemerkungen über Philosophie und Bildung*, in: REHN, R./SCHUES, C. (Hrsg.), *Bildungsphilosophie. Grundlagen. Methoden. Perspektiven*, Karl Alber, Freiburg/München.
- [SCHOLZ/STEIN(2009)] SCHOLZ, C./STEIN, V. (Hrsg.) (2009): *Bologna-Schwarzbuch*, Deutscher Hochschulverband, Bonn.
- [SCHÖNHERR(1989)] SCHÖNHERR, H.-M. (1989): *Die Technik und die Schwäche. Ökologie nach Nietzsche, Heidegger und dem „schwachen Denken“*, Passagen, Wien.
- [SENNETT(2007)] SENNETT, R. (2007): *Handwerk*, Berlin Verlag, Berlin.
- [SHARR(2006)] SHARR, A. (2006): *Heidegger's Hut*, MIT Press, Cambridge.
- [SLOTERDIJK(1999)] SLOTERDIJK, P. (1999): *Regeln für den Menschenpark. Ein Antwortschreiben zu Heideggers Brief über den Humanismus*, Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [STEHR/MEJA(2005)] STEHR, N./MEJA, V. (Hrsg.) (2005): *Society and Knowledge. Contemporary Perspectives in the Sociology of Knowledge and Science*, Transaction Publishers, New Brunswick and London.
- [STOI(2004)] STOI, R. (2004): *Management und Controlling von Intangibles* Die unternehmerische Herausforderung des 21. Jahrhunderts, Techn. Ber., Wirtschaftsingenieurwesen, URL: [wi.hs-pforzheim.de/cm/coktent/downloads/studiumakt/bw6/Stoi\|s\do5\(I\)ntangibles.pdf](http://wi.hs-pforzheim.de/cm/coktent/downloads/studiumakt/bw6/Stoi\|s\do5(I)ntangibles.pdf). (28.2.2010)
- [THEUNISSEN(1980)] THEUNISSEN, M. (1980): *Sein und Schein. Die kritische*

- Funktion der Hegelschen Logik, 314, stw Aufl., Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [TITSCHER(2004)] TITSCHER, S. (2004): Ist die Universitätsreform eine ‚schöpferische Zerstörung‘? Annahmen zu Entwicklungen der österreichischen Universitätslandschaft bis 2010, in: MATIS, HERBERT/STIEFEL, DIETER (Hrsg.), Österreich 2010. Die wirtschaftliche und soziale Zukunft unseres Landes, S. 111–123, Linde.
- [TRAUNY(2003)] TRAUNY, P. (2003): Die Herrschaft der Arbeit über die Bildung, URL: <http://www2.uni-wuppertal.de/FBA/philosophie/personal/trawny/bildungarbeit.pdf>. (28.2.2010)
- [TRAUNY(2006)] TRAUNY, P. (2006): Sprache als Ab-Grund. Zu Heideggers »Erschütterung der Logik«, in: DENKER, A./ZABOROWSKI, H. (Hrsg.), Heidegger und die Logik, Rodopi, Amsterdam.
- [VIEWEG/WELSCH(2008)] VIEWEG, K./WELSCH, W. (Hrsg.) (2008): Hegels Phänomenologie des Geistes. Ein kooperativer Kommentar zu einem Schlüsselwerk der Moderne, 1876, stw Aufl., Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [VLASTOS(1991)] VLASTOS, G. (1991): Socrates, Ironist and Moral Philosopher, Cambridge University Press, Cambridge.
- [VLASTOS(1994)] VLASTOS, G. (1994): Socratic Studies, The Historical Socrates and Athenian Democracy, S. 87–108, Cambridge University Press, Cambridge.
- [VOSSEN(1995)] VOSSEN, G. (1995): Datenbank-Theorie, Thomson Publishing, Bonn.
- [WAKS(2002)] WAKS, L. J. (2002): In the Shadow of the Ruins: globalisation and the rise of corporate universities, in: Policy Futures in Education.
- [WARSH(2006)] WARSH, D. (2006): Knowledge and the Wealth of Nations, Norton, New York.
- [WEILER(2005)] WEILER, H. N. (2005): Ambivalence and the politics of knowledge: The struggle for change in German higher education, in: Higher Education, 49(1-2), S. 177–195, URL: http://www.stanford.edu/weiler/Weiler_Paper_HigherED.pdf. (28.2.2010)
- [WHITE(1979)] WHITE, N. P. (1979): A Companion to Plato’s Republic, Hackett, Indianapolis, Cambridge.
- [WIELAND(1973)] WIELAND, W. (1973): Hegels Dialektik der sinnlichen Gewissheit, in: FULDA, H./HENRICH, D. (Hrsg.), Materialien zu Hegels

- Phänomenologie des Geistes, Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [WIELAND(1982)] (1982): Platon und die Formen des Wissens, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- [WILLIAMS(2004)] WILLIAMS, M. (2004): Nonsense and Cosmic Exile: The Austere Reading of the Tractatus, in: KÖLBEL, M./WEISS, B. (Hrsg.), Wittgenstein's Lasting Significance, Routledge, London.
- [WITTGENSTEIN(1969a)] WITTGENSTEIN, L. (1969a): Aufzeichnungen über Logik, in: Ludwig Wittgenstein: Schriften I, S. 186–225, Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [WITTGENSTEIN(1969b)] WITTGENSTEIN, L. (1969b): Tagebücher 1914–1916, in: Ludwig Wittgenstein: Schriften I, S. 85–185, Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- [WITTGENSTEIN(2000)] WITTGENSTEIN, L. (2000): Nachlass. Bergen Electronic Edition, CD-ROM.
- [ZEMANEK(1993)] ZEMANEK, H. (1993): Informatik und Philosophie, Kap. Philosophische Wurzeln der Informatik im Wiener Kreis, S. 85–117, B.I. Wissenschaftsverlag, Mannheim.

